Polit. G.
254.k

Pol. g. 257 k

<36625293920013 S

<36625293920013

Bayer. Staatsbibliothek

Einige Winke
über
Aufklärung und Humanität
nebst einer kleinen Abhandlung
über die
Bestimmung und über die Pflichten
gegen die Thiere

von

J. H. Eichholz.

Neue Ausgabe.

Mannheim 1816.
bei Schwan und Götz.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einige Winke

über

Aufklärung und Humanität ꝛc.

Φιλος — Sophiae sum; Φιλῶ — Sophiae nihil alienum esse puto.

Nach dem Terent.

„Aufklärung" — ein schönes Wort! Wer darf sich rühmen, es zu besitzen? Wenn wir Deutschen im Ganzen ziemlich vorurtheilsfrei sind, so ist dies allerdings eine gewiße Aufklärung, aber es ist nicht diejenige Aufklärung, in deren Gefolge — ihr schönstes Kind! die Humanität erscheinet. Man hat dieses Wort in unsern Zeiten sehr mißbraucht; man findet es in gewißen Büchern fast auf jeder Seite. Warum? Weil es ein neues Wort ist (soviel ich weiß, von Herder zuerst in unserer Sprache eingeführt) und

weil es so schön klingt. Vielleicht auch, weil es bey den meisten einen unbestimmten, schwankenden Begriff hat, so daß sie es für vieles gebrauchen können. Wenn wir Deutschen ein wenig gutmüthig — ich will sogar sagen — gut, von Natur sind — wenn wir vielleicht schneller theilnehmen an dem Unglücke und an den Leiden unserer Mitmenschen, als andere Völker — wenn wir, was man Redlichkeit, Herzlichkeit oder Treue nennt, vielleicht mit mehr Lebhaftigkeit und tiefer empfinden, (und das sind ohngefähr unsere gepriesensten Tugenden!) so ist das noch keine Humanität. Es sind schätzbare natürliche Eigenschaften, bey denen wir übrigens weit von aller Bildung eines wahren Weltbürgers entfernt seyn können. Wir bekümmern uns zu wenig um das Schicksal derer, die nach uns kommen werden, d. h. wir nehmen zu wenig an dem Staate Antheil, in dem wir wohnen. In jenen schönen Zeiten der Griechen war der Mensch, der Bürger, alles; der Staat war um des Bürgers

willen da; in unsern Zeiten ist der Staat alles; die Menschen (nach der Meinung derjenigen, die am höchsten Ruder sitzen, und diese sind leider fast immer der **bestimmende** Theil!) sind um des Staates willen da. „L'état?" sagte der inhumane, despotische Louis XIV. den man gleichwohl mit aller Gewalt so hat vergöttern wollen — „l'état? — cest moi!" und wie viele Tausende von Menschen hat er diesem abscheulichen Grundsatze seines Stolzes oder seines Ehrgeitzes nicht zum Opfer gebracht!

Diese Gleichgültigkeit nun, die wir gegen unsere Mit- und Nachmenschen als ein Ganzes, als einen **Theil** haben, der den Begriff der allgemeinen Menschheit mit aufbauen hilft (ein Gebäude, das bis in die Ewigkeit hinaufreichen soll!) ist keine Humanität. Oder will man, wenn alle Welt in unsern Tagen (selbst diejenigen nicht ausgenommen, in deren Bestimmung es am wenigsten läge) von nichts

spricht, als von Dichtkunst und Philosophie — wenn man nichts ließt und wieder ließt, und fast verschlingt, als die vielen einseitigen nur halb wahren, immer zwischen Täuschung und Irrthum schwankenden Producte des Tages, die dergleichen Gegenstände behandeln — wenn selbst Männer, welche dazu geschaffen wären, vermöge ihrer ausgezeichneten Geistesgaben, ihr Zeitalter in einem großen Sinne zu bilden, sich mit dialectischer Spitzfindigkeit in den Räumen einer subtilen Spekulation herumschlagen, wo die wahre Philosophie nicht erbeutet wird, und dabey die eigentlichen großen Gegenstände des Vaterlandes jedem täglich gleichgültiger werden, . . . will man das etwa Humanität nennen? Nicht an Genie oder Anlagen, aber an Character waren uns die Griechen überlegen. Wir finden in allen ihren Werken diesen tiefen Sinn, diesen Ernst, diese Wahrheiten, welche für alle Zeiten paßen werden, weil keiner schrieb, der nicht, so wie die Zeitverhältniße überhaupt, so

die Angelegenheiten seines Vaterlandes insbesondere genau kannte, und sich für alles, was daßelbe betraf, auf's lebhafteste interessirte. Daher in allen ihren Schriften dieser weltbürgerliche Sinn, diese reine, geläuterte Weisheit, an deren Quellen noch die spätesten Völker schöpfen werden; daher dieser Charackter in allem, dieser Muth, diese Entschlossenheit, wo es galt, seine Würde, oder sich als Menschen zu zeigen. Daher finden wir selbst auch in den Werken ihrer schönen Litteratur (z. B. in ihren Trauerspieldichtern) diesen Geist, der an Welterfahrung und Kenntnißen so reich ist, diesen Sinn und diese Liebe für das Praktische, und endlich diese glühende Vaterlandsliebe, welche überall sich durchspiegelt, und welche uns die Lectüre dieser Werke für den Verstand und das Herz gleich anziehend macht. Daher erwähnt Aeschylus in der Grabschrift, die er sich selbst sezte, nur das: „daß er einer von denen sey, die in der Schlacht von Marrathon mitgefochten."

Meines Erachtens gab es in Griechenland eher Stoiker, als eine stoische Philosophie; ja es mußte sie geben, und eben weil ihre Natur bey diesem Geiste der Aufopferung, und die Größe in jeder Entsagung, so sehr dazu geneigt war, wurde die Philosophie in ein System gebracht. Die stoische Philosophie hat also nicht große Männer, sondern große Männer haben im Anfange die stoische Philosophie als System hervorgebracht. *)

Was nur unsere Gleichgültigkeit gegen den Staat als ein ideales Ganzes, d. h. auch mit Innbegriff der Nachkommen gedacht, an den Tag legt, ist

1.) der Mangel ganz zweckmäßiger Erziehungsanstalten, welche aufs strengste und im allerreinsten

*) Noch eine Anmerkung, die hier zu machen wäre, s. bey den Bemerkungen über Preßfreiheit, c.) S. 13.

Sinn, auf die Entwickelung eines weltbürgerlichen Sinns und zugleich der reinsten Moralität hinarbeiteten; oder es ist die Unzweckmäßigkeit der meisten Anstalten, die in dieser Absicht schon existiren. Zur ersten Categorie rechne ich, als erforderlich,

a) Anstalten, worin solche Kenntniße verbreitet würden, die den jungen Staatsbürger geschikt machten, ein Amt in seinem Vaterlande allgemein nützlich zu bekleiden, und noch mehr: die ihm selbst auch die Liebe dazu einflößten.

Dies sind besonders Anstalten für den statistischen und cameralistischen Unterricht, auch in den sogenannten Mittel- oder Bürgerschulen.*)

*) Was auch hier ein einzelner Mensch vermag, wenn er auf einem Throne sitzt, und ihn der Himmel

b) Die Errichtung von Schulen für die Gesetzgebung, einen so wichtigen Zweig der Philo-

mel dazu bestimmt hat, gleich einem Osiris oder Sesostris ein Weiser — ein Gesetzgeber — der Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu seyn, sehen wir an dem Kaiser Alexander in Rußland, wo man die persönliche Freiheit als das erste unverlezbare Gut eines Bürgers zu achten anfängt, wo man die Rechte des Menschen in ihrer ganzen Integrität herzustellen, und weisen Unterricht, Aufklärung rc. rc. wie mit Einer schönen Morgenröthe, über ein ganzes Land herauf zu führen sucht. Ja, mein Freund! ich läugne es nicht, daß sich bey der Vorstellung, was ein einziger Mensch für die Menschheit zu würken vermag, wie unbeschreiblich gut und groß und anbetungswürdig er seyn kann, wenn er will — mein Auge mit sanften Thränen füllt.

Hier muß ich noch bekennen, daß, als ich einst in öffentlichen Blättern laß, daß der Kaiser Alexander in Rußland den statistischen und cameralischen Unterricht zu einem besondern Gegenstande des öffentlichen Unterrichts auch in den niedern

sophie und der Staats-Verwaltung. Eine solche Schule der Gesetzgebung, als eines Gegenstandes des öffentlichen höheren Unterrichts, war unter andern zu den Zeiten der Griechen in Unter-Italien oder Groß-griechenland (in Neapel) von wo aus schon in den frühesten Jahrhunderten so viel reine Philosophie verbreitet wurde, und wohin selbst die berühmtesten Philosophen des griechischen Mutterlandes, ein Pythagoras, Plato, Archytas u. a. um ihren Geist an Kentnissen zu bereichern, zu reisen pflegten. Solche ecoles de legislation wurden in jenen Zeiten der fränkischen Republik, wo eine so schöne Morgenröthe über dem menschlichen Geschlechte herauf zu brechen schien, vom Nationalconvent dekretirt. Leider wird es, bei der jetzigen Umänderung der Dinge wohl nur bei frommen Wünschen bleiben.

dern Volksschulen gemacht, mich dieses mit einer besondern Achtung für den Geist dieses liebenswürdigen Monarchen erfüllt.

Ein vielleicht nur kleiner, aber doch bedeutender Zweig der Gesetzgebung — bedeutender, als man vielleicht auf den ersten Anblick nicht glauben möchte, sind die Pflichten, die wir auch gegen die Thiere, besonders gegen die uns zunächst umgebenden, unschädlichen, zu beobachten haben. Die wenig entwikkelten Begriffe, die wir über ihre Bestimmung haben, die muthwilligen Grausamkeiten, die wir uns oft ohne Noth gegen ein Wesen erlauben, das so gut seine fünf Sinne hat, und für Freude und Schmerz den es erleidet, eben so sehr empfänglich ist, als wir, wäre vielleicht der beste Wärmemesser, nachdem wir den Grad unserer Empfänglichkeit für eine wahrhaft reine Moralität — vielleicht auch der Humanität! bestimmen könnten. Wie oft, wenn ich in Leipzig, als ich dort noch studirte, und auch in andern Gegenden Deutschlands, einen Metzger des Weges herreiten sah, der eine Parthie Kälber, an ihren Hinterfüßen zusammen gebunden, über sein

Pferd gehangen hatte, so daß die armen Thiere die Köpfe abwärts, und die Zunge zum Halse heraus hatten, und so mit ihnen im scharfen Trott daherjagte — wie oft hätte ich, wenn ich erster Magistrat im Orte gewesen wäre, solche Menschen, bey 50 Stockprügeln, acht und vierzig oder zweimahl acht und vierzig Stunden mögen einsperren laßen, um sie von einer solchen Barbarey zu entwöhnen. Was lassen sich von einem solchen gefühlosen Verfahren in Rücksicht der Empfänglichkeit für reinere und menschliche Empfindungen für Erwartungen machen! Was läßt sich davon auf das rohe, harte Gemüth selbst schließen! Auf das aber nehmen unsere Regierungen und unsere Gesetze keine Rücksicht. Der Schluß ist vielleicht nicht immer gerecht: aber einen Menschen, der ein leidenschaftliches Vergnügen an Parforce-Jagden findet, dieser Abscheulichkeit, die trotz aller Aufklärung unserer Jahrhunderte, womit wir uns unaufhörlich brüsten, noch in so manchen Gegen-

den Deutschlands existirt — einen solchen Menschen würde ich als ein unnützes Mitglied aus meinen Staaten verbannen. Weise Gesetzgebung der Griechen, die einst ein Mitglied des Areopagus zur Todesstrafe verurtheilte, weil es einen armen Sperling, der sich vor den Verfolgungen eines Habichts durch das offene Fenster herein in seinen Busen rettete, mit eigener Hand erdrückt hatte! Schöner Zug der Menschlichkeit, der ewig in den Jahrbüchern der Gesetzgebung zu glänzen verdient!

Was die Gleichgültigkeit unserer Zeiten gegen das bleibende oder dauernde Wohl der Staaten ferner an den Tag legt, ist

2) Die zu uneingeschränkte Preß-Freiheit, deren Freiheit diejenigen Philosophen oder Freiheits-

verfechter, welche so sehr für dieselbe gestritten, wie mir däucht, sehr mißverstanden haben. Man hat sie als das erste Bedürfniß eines wohlorganisirten Staats, überhaupt als das erste Kennzeichen einer wahren politischen Freiheit ausgeschrieen. Dies ist, mit Erlaubniß der Herren! Geschwätz. Wenn der Herrscher in einem Staate ja erlauben will, daß jeder über seine Regierung ungehindert und frei seine Meinung sagen, daß der Wohlunterrichtete sogar über vortheilhafte oder schädliche Verbindungen, die er mit andern Mächten unterhält, öffentlich sich äußern darf, so hat er den Herren Schreiern alles eingeräumt, was sie fordern können. Im übrigen muß nicht nur die Preß- und Schreibfreiheit einer strengen Einschränkung unterworfen seyn, sondern es ist sogar Pflicht für den Regenten, dem das wahre Wohl seiner Völker am Herzen liegt, diese Einschränkung in allen seinen Staaten gleich einem Gesetze einführen zu lassen.

Hier mache ich nun einen Unterschied. Was Schriften über die eine oder die andere Wissenschaft, z. B. Astronomie, Naturgeschichte; Physik, Cameralistik, Oekonomie, Medizin, Mathematik, historische Untersuchnngen u. s. w. betrifft, in allen diesen könnte man der Schreibseligkeit unsers Jahrhunderts ziemlichen Spielraum lassen, besonders was Statistik, Cameralistik und Oekonomie betrifft, mit deren Studium sich ohnehin nicht leicht jemand übernimmt; ja! es wäre zu wünschen, daß bei dem Mangel an anderer Lectüre die Leute möchten genöthigt werden, dergleichen Bücher mehr in die Hand zu nehmen; in Betreff der übrigen Wissenschaften müßte jedoch allem, was die Sache oberflächlich oder seicht, vielleicht gar nur fragmentarisch vortrüge, und wodurch vielleicht bessere und gründlichere Schriften der Art, die mehr gelesen zu werden verdienten, verdrängt würden, der Druck streng untersagt werden. Was würde auch das Publikum, was würden die Wis-

Wissenschaften an solchen Produkten verlieren? Freilich müßten solche Schriften jedesmal einem Censor in die Hände kommen, der in der Wissenschaft, worüber das Werk handelt, wohl unterrichtet wäre, und es also gründlich zu beurtheilen wüßte; zu dessen Charackter man überdem das Zutrauen haben könnte, daß er es unpartheiisch beurtheilen werde. In Rücksicht der gesammten schönen Literatur, d. h. der Poesie und der Romanenschriftstellerei, müßte diese Strenge besonders beobachtet werden. Gedichte, in denen der gründliche, der unterrichtete, der vorurtheilsfreie Censor nicht die Spuren von wenigstens einigem Genie, oder von besondern Anlagen und Talenten fände, aus denen man also nicht schließen könnte, daß der Verfasser einmal sich auszeichnen würde, müßten gleich cassirt werden. Wozu Deutschland mit dieser Wasser-Suppe, die eher das Ansehn eines großen Sees gewinnt, wozu es mit diesem ewigen Geleier noch immer mehr und mehr überschwemmen? Romanen die

nicht die Spuren besonderer Originalität trügen, in denen nicht etwa eine neue, allgemein interessante, philosophische Ansicht durchgeführt würde, die nicht eine besonders feine und tiefe Menschenkenntniß, oder ein vorzüglich sanfter, menschenfreundlicher Sinn, der darin herrschte, characterisirte, — die unmoralischen, zu freien und zügellosen nun gar! — müßten gleich in der Geburt unterdrückt werden. Diese Grundsätze, von denen man bey einer solchen allgemeinen Hauptcensur ausgehen müßte, sind nicht allein so wahr, daß sie auch der Unbefangenste einsieht, sondern die Herrscher sind sogar verantwortlich dafür, daß sie ihre Staaten bisher mit einer Sündfluth solcher seichten, obscuren, zu freien und zu zügellosen Produkte in der Romanenliteratur, die alle guten Sitten und alle moralischen Grundsätze ungestraft antasten dürfen, und dagegen ihren Geist, d. h. den Geist der Sittenlosigkeit, der Immoralität und der Verführung wie eine Pest über Europa ausgehaucht

haben, so ungestraft haben überschwemmen lassen. Statt aller Beispiele, die ich anführen könnte, begnüge ich mich, hier nur ein einziges Werk anzuführen, welches 1803. in Berlin bey Unger, unter dem Titel: „Bekenntniß einer Giftmischerin" erschienen, und deßen Beurtheilung, (welche in der Jenaer Allg. Litt. Zeit. Jahrgang 1803. im October- oder Novemberstück zu lesen) schon so empörend ist. Was wird erst das Werk selbst seyn. Wie mag ein Buchhändler sich entschließen können, solchen Produkten von der allerplattesten Erfindung und der krassesten Zusammenstellung, mit Einem Worte, solchen Produkten eines verschrobenen Genie's, ihr Daseyn verschaffen zu helfen? *)

*) Als ein Beyspiel einer über Vermögen angestrengten Kraft des Geistes, um originell und neu zu seyn, oder — als Beispiel solcher literarischen Verrücktheiten überhaupt — ist mir die Beurtheilung eines andern Romans in denselben Mo-

Meines Erachtens haben die Herrscher, indem sie an die Spitze eines Staats treten, und alle Kräfte

Monatsblättern der Jenaer Allg. Litt. Zeitung (denn im Januar und Februar 1804 wo ich in Triest mich aufhielt, war dies alles, was ich dort von schöner deutscher Literatur in die Hände bekommen konnte) aufgefallen: eines Romans, welcher bei Langbein und Klüger (Arnstadt und Rudolstadt) unter dem Tittel: die Einsamen in Chiusato 2c. 2c. erschienen ist. Ich theile hier den Auszug davon mit, weil solcher Unsinn nicht genug bekannt gemacht werden kann, um zu zeigen, bis wohin wir bey unserer Vielschreiberei gediehen sind.

„Seine — Familie brachte ihn nach dem frühzeitigen Tode seiner Eltern nach * * ins Cadettenhaus, wo er den Vorgeschmack des menschlichen Miserere's und die Despotie bleyerner Geister kennen lernte, die ihre Existens (!) auf dem Specksteine ihrer Untergebenenen fortrollen. Daß Jarno mit seinem ernsthaften Charakter und der frühen Cultur seines Geistes unter dem Schwarme meistens sehr ungebildeter jun-

in demselben dahin zu vereinigen suchen, daß die politische Freiheit oder Unabhängigkeit desselben behaup-

junger Noblesse, an der überhaupt alles nobel ist, was Schuster, Schneider und Galanteriehändler um den Cadaver ihrer Ignobilität hängt, mit dem sie sich dann nach dem Lumpenmarkte dieses Lebens erheben, um dort das Erstaunen der kleineren Affen einzutrödeln, viel Langeweile, mit bittern Empfindungen durchwürzt, in das Vacuum seines unbeschäftigten Geistes pfropfen mußte, kann man sich leicht vorstellen. Da war unter der zahlreichen Heerde junger Edelleute kein einziger, deßen Seele sich an die seinige hätte anfärben können ɾc. ɾc. Ein einziger Mensch, Ottolino ist sein Name, schien aus dem Sonanzboden seiner Seele schwache Töne zurückzugeben, die ihm Jarno auf der Trauerflöte seiner Empfindungen vorgeblasen hatte." — Eben dieser Ottolino verschwelgt im wollüstigen Umgange mit der Fürstin seine Jugend, wird schwindsüchtig, und ein Hoffräulein, die ihn längst heimlich liebte, besuchte ihn. Diese Situation mahlt der Verfaßer S. 51. also:

„Im

tet werde, auch die Verpflichtung auf sich genommen, für das moralische Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, der sie vorstehn, zu sorgen; meist aber trennen sie

„Im Bette krächzte ein junger Thor, der sein Leben verliederlicht hatte, mit heischer (?) Lunge den Grabgesang seiner Tage, und ihm zur Seite saß die arme Unglückliche, die ihn dem Tode wider ihren Willen verkuppelt hatte, und wußte nicht ob sie ihren Verstand in die Aßekuranz legen, oder der Verzweiflung und dem nagenden Gewißen um den Einkaufspreis (?) überlassen sollte. Armes Mädchen, dein Verstand drebt sich schwindelnd auf den Fußzehen herum, und versucht im Redutengewühle deiner Gehirnfasern den lezten Walzer mit der Religion (?) weil ihm die Quadrille mit der Vernunft, dem Troste und der Hoffnung nicht mehr gelingen wollte.“

Wem scheint nun der Verstaud sich auf der Fußzehe herum zu drehn und mit ihm einen Salto mortale zu schlagen: dem Verfaßer oder dem Mädchen? Wäre es nicht endlich Zeit, das Feld der Romanenlitteratur strenge abzuzäunen, und es wenigstens um 2 Drittheile einzuschränken?

den moralischen Staat zu sehr von dem politischen. Hätten sie sich indeß von der unläugbaren Wahrheit und Triftigkeit des eben angeführten Satzes allgemeiner überzeugt, so würden sie eine so wichtige Angelegenheit, als die öffentliche Preß- und Schreibfreiheit ist, bald selbst im rechten Lichte gesehen haben. *)

*) Ich habe mir vorgenommen, was hier nur im Allgemeinen über diesen Gegenstand ist gesagt worden, mit der Zeit in einer besondern kleinen Schrift: über Preßfreiheit und die nothwendigen Gränzen derselben, weitläuftiger und gründlicher auseinander zu setzen.

b) Eine andere Betrachtung schließt sich an die vorhergegangene wie von selbst. Wir haben die nachtheiligen Folgen einer ganz uneingeschränkten Preßfreiheit blos in moralischer Rücksicht erwogen; jezt wollen wir sie auch unter einem wissenschaftlichen Gesichtspunkte ansehn. Wenn wir also die Frage untersuchen, ob wir an einer wahren, reellen Aufklärung, d. h. ob wir aus reinem Interesse für die Menschheit an einer Aufklärung arbeiten, die man ein eigentliches Götterkind, die Beglückerin der Menschen nennen kann, so müssen wir wohl fragen: was haben die Wißenschaften, was hat die Philosophie insbesondere bey dieser Vielschreiberei realiter gewonnen? Nehmen wir nur die vielen Journale und andere Tageblätter jeder Art, mit denen Deutschland jezt wie mit einer Sündfluth überschwemmt ist: scheint es nicht, als wollten wir, wie jene Einwohner von Scheppenstädt das Licht aufs Rathhaus, so die Aufklärung mit Einem Mahle zu ganzen Schef-

feln voll hereintragen? Diese Journale nun, die vielen Taschenbücher ꝛc. welche fast jede Wissenschaft nur fragmentarisch behandeln, oder uns selbige in nuce darstellen wollen, bringen eben diesen Wissenschaften dadurch großen Nachtheil. So wie sie selbst nur oberflächliche Kenntniße verbreiten, so flößen sie auch immer mehr den Hang ein, nur das Oberflächliche zu suchen und sich damit zu begnügen. Man streift an den meisten Wissenschaften nur so obenhin; gleichwohl glaubt man sich berechtigt, sobald man alles gelesen hat, was in diesen Flugblättern über Gegenstände jeder Art erscheint, über alles mitsprechen zu können. Wie oft habe ich bey der unglaublichen Nachbeterei unserer Zeiten aus dem hohlen Munde junger Leute über Aesthetik, über Poesie und Kunst die schalsten Argumente wiederschallen hören, die ich schon längst in irgend einer seichten Abhandlung im Freimüthigen, oder in der Zeitung für die elegante Welt, oder in einem Journale der Herren Schlegel gelesen

hatte. Wie oft ist man in dem Falle, bei diesem ewigen Geschwätz mit der jungen Nachtigall in Klopstocks Lehrstunde lebhaft zu empfinden, was sie verdrießlich zur alten Nachtigall, ihrer Mutter, sagt: „Die Zeisige haben das Ohr mir taub gezwitschert."

Mir hat es immer geschienen, daß schon diejenigen den Wissenschaften einen schlechten Dienst geleistet, welche zuerst angefangen haben, dieselben in Enzyklopädien zusammen zu fassen. Sie haben den Ton, daß man uns jede derselben in unsern Zeiten nur in so kleinen Bißen aufzutischen sucht, vorbereitet.

Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß es, was die Wissenschaften, einzeln genommen, betrifft, in jeder derselben in neuern Zeiten viele vorzügliche Männer gegeben hat, und noch giebt, die in einzelnen Werken durch ihre sehr gründlichen Nachforschungen und

Untersuchungen zur Vervollkommnung und weitern Verbreitung derselben wesentlich beigetragen haben. Man müßte kein Freund der Wissenschaften und der Aufklärung überhaupt seyn, wenn man so manche herrliche Siege, die wir erfochten haben, um in der Erkenntniß der Wahrheit weiter zu schreiten, verkennen wollte. Allein um wieder auf die Philosophie, allenfalls auch auf die Politik zu kommen: wie kommen so viele fingerlange oder Duodez-Philosophen dazu, deren Zahl izt in Deutschland Legio geworden ist, uns ihre seichten oder einseitigen Produkte über solche Gegenstände, voll unbestimmter und schwankender Begriffe, ohne allen festen Blick, ohne alle Energie und Charakter geschrieben, gleichwohl mit einer Miene und mit einer Anmaßung aufzutischen, als ob alle Weltverbesserung von ihnen alleine ausgienge? Jeder fingert ein Buch zusammen über den Geist der Philosophie — über das Wesen der Philosophie — über philosophische Systeme — über den

Geist der Aufklärung — über Aesthetik — über Staatsverfassung, und was weiß ich, worüber alles; wenn er hundertmal auch nur bis in den Vorhof der Philosophie gedrungen ist, er glaubt schon das Ganze zu übersehn.

Auffallend ist es in der That, wie der Staat erlauben kann, daß ein so wichtiges Geschäft, als das ist: Aufklärung zu verbreiten — und zwar eine Aufklärung, welche allein das Glück der Völker wahrhaft begründet oder befördern hilft (denn anders giebt es keine!): wie er, sage ich, erlauben kann, daß ein so wichtiges und bedeutungsvolles Geschäft in den Händen so vieler Unmündigen unter den Philosophen verwaltet werde. Sollte man nicht glauben, er würde ein solches Geschäft nur der Sorgfalt einiger wenigen Edlen — oder nur den wohlgeprüften anvertrauen wollen? Dies ist also wieder ein dritter Nachtheil, der aus dem Mangel einer allgemeinen Haupt-

censur entspringt. Eine solche Censur müßte auch im philosophischen Fache alle Werke und alle Broschüren, die nicht reiflich durchdacht wären, die nicht eine neue interessante und allgemeinnützige Ansicht von der Philosophie überhaupt, oder von einem Theile derselben, oder auch von irgend einem einzelnen philosophischen Grundsatze aufstellten — welche ferner sich nicht durch Reichthum oder Fülle oder Neuheit der Ideen empföhlen, oder einen philosophischen Gegenstand nur flüchtig und unzusammenhängend behandelten — und endlich welche nicht den Zweck der Allgemeinnützigkeit und den Geist der reinsten Humanität als erstes Gepräge an ihrer Stirne trügen: sie müßte, sage ich, alle solche Werke zur absolutesten Nichtexistenz verdammen. Kann erstlich, wenn auch der seichteste oder einseitigste Kopf an der Aufklärung und Bildung der menschlichen Gesellschaft mitarbeiten will, bey so verschieden gesinntem Geiste wohl Einheit in einem so großen Zweck, welcher

dem Staate so wichtig seyn muß, gebracht werden? Arbeitet nicht der eine oft grade dem entgegen, was ein anderer gutes angelegt hatte? *) zweitens bringen die seichten oder ungründlichen Köpfe in der Philosophie, durch ihre einseitigen immer zwischen Täuschung und Irrthum schwankenden Produkte, nur Verwirrung — so wie in den philosophischen Syste-

*) Wenn der Staat bei diesem Aufklären oder bei diesem ewigen Lärmen und Schreien von Aufklärung und Humanität so ruhig bleibt, und jeden sein Wesen treiben läßt, wäre der Grund davon vielleicht der, weil er dächte: es sey besser, daß so viele emphatische „Aufklärlinge" wie man sie sehr schön genannt hat, in ihrer ersten und heftigsten Begeisterung ihre Ideen auf's Papier, und dadurch in den Druck ausströmen lassen, als wenn sie sie in Wort und That in der Würklichkeit realisiren wollten. Wes das Herz voll ist, sagt man, des geht der Mund über. So kann man auch sagen: was einmal über die Lippen ins Wort hinausgekommen ist, drükt nicht mehr so sehr, und ist weniger gefährlich.

men — so in den Begriffen und Ansichten des besondern Publikums überhaupt hervor. Wir sehen die Bestätigung dieser Wahrheit täglich deutlicher.

Ich habe überhaupt bemerkt, daß wir in neuern Zeiten (und selbst größere Philosophen sind oft davon nicht ausgenommen) nicht mehr beym Philosophiren mit der Schärfe die Begriffe zergliedern und sondern, wie wir es bey den Philosophen aus den fünfziger, sechsziger und siebenziger Jahren und auch beim Kant noch finden. Und doch scheint mir eine solche strenge Analysis die erste Grundlage eines logischen consequenten Denkers und folglich — alles Philosophirens zu seyn. Findet diese nicht statt, so kann man zu oft in dem Falle seyn, einen Begriff für den andern zu nehmen, oder es findet einer etwas darin, was ein anderer nicht darin findet, woraus nur Verwirrung entspringt. Mit Vergnügen hört man oft manchen alten Männern bey kleinen philosophischen

Streitigkeiten zu, die sich unter ihnen entspinnen, weil sie noch von den älteren Schulen her an diese strenge Sondirung der Begriffe gewöhnt sind.

---

c) Eben weil wir bey all' unserm Philosophiren und in allen unsern Schriften zu wenig die eigentlich großen und interessanten Gegenstände des Vaterlandes berücksichtigen; weil wir auch bey der ganzen Richtung unseres Geistes, welche wir in der Erziehung bekommen, zu wenig für dies Interesse erzogen werden, sondern mehr, uns in uns selbst anschauend, ein betrachtendes philosophisches Pflanzenleben führen, sind wir auch so sehr zum Sentimentalen geneigt. Die Griechen würden nie Klopstocks Elegie an die künftige Geliebte, nie seine schöne Episode: Semida und Cidli, im vierten Gesange der Messiade, ein Meisterstück von Darstellung der Empfin-

pfindungen eines Liebenden, nie eine Agnes von Lilien, eine Emilie Reinhold,*) nie so viele meisterhafte psychologische Darstellung in Wilhelm Meisters Lehrjahren, oder den sentimentalen und erhabenen Geist eines Jean Paul's gebohren haben. So sehr also in unsern Zeiten das Feld der Poesie durch eine Menge solcher interessanten Seelengemählde, deren viele auch im Kleinen wahrhaft vollendete Kunstproduckte sind, gewonnen hat und durch sie erweitert worden ist; so sehr wir uns auch rühmen können, in dieser Art der Darstellung von Gefühlen und Bewegungen der Seele, die wir auf ihren leisesten

*) Ein kleiner Roman, der 1800 bey Klefeld in Leipzig unter dem Titel: Das Erwachen der Liebe oder — der erste Kuß, erschienen, und worin die Darstellung der Empfindungen eines jungen liebenden Mädchens, wie sie sich stufenweise bis zur höchsten Leidenschaft entwickeln, wie es mir scheint, wohl gelungen ist.

Spuren verfolgen, vor den Griechen einen Vorzug zu haben, so ist doch nicht zu läugnen, daß der Hang zu einem solchen betrachtenden, innerlich beschauenden Leben, und die Vorliebe für solche sentimentale Darstellungen innerer Situationen, die Seele und den Charakter immer mehr verweichliche.

Ein Gemüth hingegen, welches von edleren, größeren, allgemein interessanten Gegenständen der Menschheit, z. B. von einer großen und edlen Vaterlandsliebe erfüllt ist: welches größere Feuer, welche Kraft, welche Energie theilen sie dem Charakter mit! Wie ist das Gemüth, eben weil es sich für solche Gegenstände leidenschaftlich interessirt, oder ganz von ihnen erfüllt ist, immer in Bewegung! Wie überströmend ist die Sprache an Gedanken und Gefühlen, die darauf Bezug haben! Daher der Ausdruck dieses großen und einzigen Gefühls (die Vaterlandsliebe) in den dramatischen Werken der Grie-

chen, besonders in denen des Aeschylus und des Sophokles, in den vielfachsten Gestalten! *)

*) „Da ich den Oedip auf Colonos vollendet hatte, sagt ein Mann der durch seine Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft bewiesen hat, daß er großer Empfindungen fähig ist, stand ich auf; ich empfand ein Gefühl, welches mir ganz ungewöhnlich war; und als ich sah, daß in einer menschlichen Sprache für die Leidenschaften solche Ausdrücke seyen, und ein großer Mann von dem Staat und über die Sitten mit einer solchen erhabenen Einfalt sprechen könne, fühlte ich, daß auch in mir eine Seele wohnt."

„Aber eben diese Alten (sezt er sehr schön hinzu) haben geschrieben, was nicht in Excerpte zu bringen, sondern im Leben und im Gemüth nachzuahmen ist."

3) Eine traurige Bemerkung, die sich jedem Menschenfreunde aufdringt, und welche uns zeigt, daß wir eben nicht an dem wahren Wege der Aufklärung arbeiten (eine Folge zum Theil jener zu uneingeschränkten Preßfreiheit) ist der Verfall der öffentlichen Sitten. Anstatt daß der wahre Patriot, dem das Wohl seines Vaterlandes, oder das der Menschheit überhaupt am Herzen läge (aber wie wenige gibt es ihrer!) ihnen in seinen Schriften das Wort reden sollte, finden wir, daß sie jeden Tag durch die große Licenz, die in den meisten unserer Schriften herrscht, durch die Verbreitung sogenannter aufgeklärten Grundsätze in Gesellschaften, so wie durch das öffentliche Beispiel, immer mehr untergraben werden. Wie oft war ich selbst Augenzeuge, daß in Gesellschaften, wo unter jungen Leuten ein zu freier Ton herrschte, geradezu gegen die Grundsätze der Tugend bei einem jungen Mädchen, gegen seine Begriffe von Keuschheit, von Züchtigkeit, von edlem weibli-

chen Stolz, oft nur scherzender, oft spöttischerweise angearbeitet wurde; Begriffe, die schon an sich dazu geschaffen wären, vermöge ihrer schönen vielsagenden Bedeutung, dem, der ihre gute Sache vertheidigen wollte, die ganze Gewalt der Beredsamkeit auf die Lippen zu legen. Diese jungen Leute suchen oft eine Art von Bravour darin, sich der Eroberungen bei hübschen jungen Weibern oder Mädchen, die sie dadurch oft für die ganze Zeit ihres Lebens unglücklich gemacht, zu rühmen, gerade als ob sie in den alleredelsten Dingen einen Wettstreit unternommen hätten.

„In einer Stadt des südlichen Deutschlands (erzählte mir ein Freund,) wo einst ein würdiger Prediger, dem dieser wichtige Gegenstand der Menschheit keineswegs unbedeutend zu seyn schien, von der Kanzel herab gegen die immer mehr einreißende Sittenlosigkeit und Verführung junger Leute beiderlei Ge-

schlechts untereinander, in einer kräftigen Rede laut genug donnerte, sah ich zwei junge Leute — Handwerksbursche!! — unwillig und mit einer Art von Verachtung aufstehn, und sich entfernen." Diese Dreustigkeit, wozu das Laster seine freche Stirn erhoben hat, übersteigt allen Glauben.

Da indeß die Klage über den Verfall der öffentlichen Sitten die allgemeine Klage ist, so habe ich sie hier nur gelegentlich berühren wollen. Wie sehr wäre es übrigens zu wünschen, daß Fürsten, Menschenfreunde, Philosophen, sich vereinigen möchten, diesem immer mehr einreissenden Uebel Schranken zu setzen, oder wenigstens solche Anstalten zu treffen, (sey es, auf welche Art es wolle) wodurch die so schnell und allgemein um sich greifende Verbreitung desselben in etwas gehemmt würde! Ueber diesen Gegenstand einer moralischen Polizei, wenn ich so sagen könnte, wird uns nächstens der Herr Prof.

Salat in München, der sich auch unter den protestantischen Philosophen des nördlichen Deutschlands längst als einen sehr vortreflichen und humanen Denker vortheilhaft bekannt gemacht hat, etwas sehr Schätzbares liefern.

---

4) Ich komme auf einige andere wichtige Folgen dieses Geistes der Libertinage, welcher theils durch Schriften, theils durch das öffentliche Beispiel immer mehr verbreitet wird (wichtig für den Staat nicht nur in Rüksicht der Erhaltung der guten bürgerlichen Ordnung, sondern auch in politischer und statistischer Hinsicht): ich meine die immer mehr um sich greifende Unlust junger, und selbst auch betagter Männer, zu ehelichen Verbindungen. a) Wie schädlich ist es schon in Rücksicht der guten bürgerlichen Ordnung, wenn die Liebe oder der Sinn für sanfte Häußlichkeit immer seltener wird, und jeder junge

Mann sich immer mehr an ein wüstes und wildes Leben gewöhnt, wo er — egoistisch — nur für sich allein zu genießen sucht! Entschließt er sich dennoch nach einigen Jahren eines wüsten und unordentlichen Lebens zu einer solchen Verbindung, so geschieht es nicht aus Liebe zur schönen Häuslichkeit selbst, für deren Freuden er abgestumpft ist, sondern er sieht die Ehe als eine Art von trauriger Nothwendigkeit an, der sich am Ende (so denkt er) doch alle unterziehen müssen, und die Folgen eines solchen Schrittes, den man gewissermassen wider seine eigene Neigung that, zeigen sich dann deutlich genug in einem unzufriedenen, disharmonischen ehelichen Verhältnisse, wo diese Wüstlinge noch die Tage der guten und holden Geschöpfe verbittern, die sich entschließen konnten, ihr Schiksal an das ihrige zu knüpfen.

So wie der Sinn für sanfte Häußlichkeit uns jede gesellige oder bürgerliche Tugend zugleich einflößt, so

kann aus dem Mangel an diesem Sinne, aus der Gleichgültigkeit welche immer mehr gegen diesen schönen Genuß einreißt, nur Zerrüttung und endlich Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft entspringen! Wie wäre der, dem der Sinn für diesen schönsten aller Genüsse abgeht, der die Liebe zu Weib und Kind nicht empfinden kann, eines wahren Patriotismus fähig?

Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, verdiente die Ehe oder die Liebe zur Häußlichkeit, in einer Preisschrift, welche darüber aufgegeben würde, eine der schönsten Lobreden, welche je auf einen Gegenstand gehalten worden.

Man weiß, daß, als der Herr von Thugut in Wien noch Minister war, und die französischen Armeen im ersten Kriege bis stark in das Herz von Oestreich, bis Grätz vorgedrungen waren, dieser Minister n o ch von keinen Friedensvorschlägen wissen woll-

te, sondern zum Kaiser sagte: „Oestreich ist ja nicht die ganze östreichische Monarchie; Ew. K. Majestät haben ja noch Ungarn. In Ungarn können wir uns mit unsern Armeen noch einmahl stellen!" Ein weiser Mann machte darüber die, wie mir scheint, treffende Bemerkung, daß der Herr v. Thugut, wenn er verheirathet, und selbst also durch zartere Bande an das Vaterland geknüpft gewesen wäre, dem Kaiser einen so leichtsinnigen oder verwegenen Rath nicht würde gegeben haben.

---

b) Der Nachtheil, der sich aus diesem Hange zum ehelosen Leben, auch in Rücksicht auf die Bevölkerung ergibt, ist augenscheinlich. In dieser Rücksicht dürfte es vielleicht eine der angelegentlichsten Sorgen des Staates seyn, diesem Hange, der immer mehr um sich greift, (so viel es nur auf irgend eine Art möglich wäre) zu steuern. Ueberall, wo die Ehen

entweder durch bürgerliche Gesetze, oder durch reine, unverdorbene Sitten, welche man zu erhalten sucht, befördert werden, nimmt die Bevölkerung zu. Holland ist in Absicht auf seinen Umfang und die Natur des Bodens mehr bevölkert, als irgend ein Land in Europa. In England bemerkt man gerade das Gegentheil, weil die Anzahl der Ehelosen daselbst sehr ansehnlich ist. Nach Beausobre findet man in England eine größere Anzahl unverheiratheter Mannspersonen von vierzig Jahren, als es deren in ganz Holland von fünf und zwanzig giebt.

Ich breche diesen Gegenstand hier ab, weil ich mir vorgenommen habe, denselben in einem besonderen Werkchen „über die Ehen und ihren Einfluß auf die Bevölkerung" weitläufiger zu entwickeln.

Nur das führe ich noch an als etwas Factisches,

das dem Denker und dem Psychologen insbesondere bedeutend ist: In England hat man bemerkt, daß unter 20 Selbstmördern immer über die Hälfte Ehelose waren *). Auch in Deutschland wird man bemerken, daß die meisten Selbstmörder junge Leute sind, die durch ein frühes ausschweifendes Leben ihre blühendste Jugendkraft zernichtet und so jeder Aussicht auf einen schönen Lebensgenuß für die Zukunft, sich selbst beraubt hatten.

---

c) Auch in Rüksicht der bürgerlichen Ordnung, von einer andern Seite betrachtet, d. h. in Rüksicht der criminellen Polizei, ist dieser Geist der Libertinage und der Verführung, welcher in unsern Jahrhunderten immer mehr um sich greift, von wichtigen Folgen.

*) Chasmonds Journal Encyclopédique, 1771. Monat Junius.

Wie manches junge Mädchen wird das Opfer junger Leute (selbst derer, die im eigentlichen Sinne keine debauchirten Wüstlinge sind, bey denen aber alle Grundsätze der Moral oder auch des bloßen Pflichtgefühls schon zu locker sind, als daß ihnen die Keuschheit eines solchen Geschöpfs, seine Tugend und Unschuld, von der oft blos allein das ganze Glück seines Lebens abhängt, heilig wäre.) Selbst die Ehelosen sind nicht immer so enthaltsam, als man aus ihrem Hange, ohne Verbindung mit einem sanften weiblichen Wesen zu leben, und aus den Grundsätzen, die sie täglich gegen diese innigste und schönste aller Verbindungen herdeklamiren, glauben möchte. Wie viele Opfer der Verführung beider Arten von Verführern, der jungen sowohl als der Betagten, jährlich fallen mögen, sehen wir bei einigen Städten blos aus den jedesmaligen Listen der unehelichgebohrnen Kinder. So betrug, nach den Angaben, die davon in den öffentlichen Blättern mitgetheilt wurden, im Jahre 1804. in Berlin, un-

ter 6620 neugebohrnen Kindern die Zahl der unehelichen 1016. und in Stuttgardt unter 791. neugebohrnen die Zahl der unehelichen 74; eine fast unglaubliche Zahl für einen doch nicht gar zu großen Ort. Jetzt nehme man, wie viele unter diesen unglüklichen Opfern des Leichtsinns der Männer, um ihre Schande zu verbergen, Selbstmörder der zarten Geschöpfe werden mögen, die unter ihrem Herzen das Dasein empfiengen. Ich rede nicht allein von denen, die noch in manchen Gegenden Deutschlands, solcher Verbrechen wegen, jährlich der Zuchthaus-Polizei übergeben werden, sondern auch von denen, die noch vor der Zeit der Geburt durch allerlei unerlaubte Mittel einer solchen Schande zuvorzukommen suchen. Wenn man im vergangenen Jahre 1804. in Berlin 1016. und in Stuttgardt 74. unehelichgebohrne Kinder rechnete, so kann man allemahl auf zehen zwei, d. h. man kann annehmen, daß es in Berlin zu den 1016. noch 203. und in Stuttgardt außer den 74. noch 14,

15 Mädchen oder Frauenzimmer gab, die ihre Schande nicht haben laut werden lassen, sondern durch schädlichwürksame Mittel die Folgen eines Schrittes, zu dem sie entweder durch eigenen Leichtsinn oder durch die Verführungskünste der Männer hingerissen wurden, zu vertilgen suchten.

---

5) Ich weiß nicht, welcher französische Schriftsteller es war, der sagte: man messe den Grad der Cultur eines Volks nach den Stufen, worauf das Frauenzimmer bey ihm in Rüksicht der öffentlichen Achtung stehe. Er wollte daraus einen günstigen Schluß für seine eigene Nation ziehn. Gewiß aber ist es, daß diese Worte einen bedeutendern Sinn enthalten, als man vielleicht auf den ersten Anblik nicht glauben möchte. Insofern nur möchte der Grad von Achtung, in dem das Frauenzimmer bei uns steht, so wie der Grad von Ausbildung, zu dem dasselbe bei uns ge-

langt ist, abermahls der Wärmemesser seyn, nach welchem wir den Grad unserer Empfänglichkeit für Humanität, oder unsern humanen Sinn selbst, bestimmen könnten.

In den meisten Gegenden Deutschlands, zumahl in den kleinen Städten der Provinzen, lebt das verheirathete Frauenzimmer in einer Art von Unterwürfigkeit gegen den Mann, die unsern aufgeklärten humanen Zeiten nicht zur Ehre gereicht. Wie selten würdigt der Herr Gemahl seine andere Hälfte, ihr die Ehre widerfahren zu lassen, daß er sie für diejenige anerkenne, die in allem, was den Vorstand des Hauswesens oder die Erziehung der Kinder betrifft, gleiche Rechte mit ihm hat! Oft (ich habe es leider häufig genug bemerkt) sieht selbst der Vernünftigere seine Frau immer mehr oder weniger als seine Sclavin an, die er zu seiner Ehegenossin erhoben, entweder nur den Trieb der Geschlechtsfortpflanzung mit ihr zu befriedigen, oder um Jemanden zu haben, der seinem

Hauswesen vorstehe. Daher oft der Ungehorsam so vieler Kinder gegen ihre Mutter, weil die Achtung für sie nicht vom Haupte der Familie ausgeht; daher die vielen unübersehbaren Nachtheile, die für die Erziehung daraus entspringen. Daher 2) auch die wenige Sorgfalt, die in so vielen Familien auf die Bildung der Töchter selbst verwendet wird.

Im Ganzen, meine ich, dürfen wir uns des Grades von Ausbildung, auf dem das weibliche Geschlecht bei uns steht, nicht zu sehr rühmen. Was man findet, ist: daß sie allenfalls (in größeren Städten wenigstens, und hie und da auch wohl in kleineren) ein wenig für die Gesellschaft erzogen werden. Ein gewisser Firniß, ein gewisser äusserlicher glänzender Schein, das ist alles! Wie wenige finden wir, die eine durchaus gründliche, gediegene, (ich möchte sagen: philosophische) Erziehung erhalten hätten! Und doch wäre eine solche höhere, gründliche Bil-

dung, um der wichtigen Bestimmung willen, wozu sie die Natur berufen hat, ihnen sehr zu wünschen. Denn kann es eine größere geben, als die: nicht nur die Gebährerin sondern auch die Erzieherin eines jungen Weltbürgers zu seyn? Wie wenige aber werden bis zu diesem Gefühle ihrer Pflicht erzogen! Wie viele Kenntnisse, wie viele aufgeklärte, erhabene Begriffe und Ansichten, wie viel reifen und erfahrenen Verstand sezte dies voraus! Auffallend ist es, daß wir das weibliche Geschlecht immer als ein untergeordnetes, als ein von uns abhängiges Geschlecht betrachten,*) da es doch so vielen Einfluß auf uns

*) Eine Ursache, warum das weibliche Geschlecht bei den Männern oft in so weniger Achtung steht, und oft darin zu stehn verdient, sind ohnstreitig die vielen Blößen, die sich so viele von ihm geben, wenn es auf den Genuß eines verbotenen Augenblicks ankommt. Die Klügeren mögen sich dies merken!

und unsre ganze Bildung hat (und noch mehr haben könnte, wenn wir erst selbst an eine sorgfältigere Erziehung dieses Geschlechts dächten:) da wir alles, was wir Herren der Schöpfung haben und sind, oft ihm allein verdanken!

Dies bringt mich auf die Erziehung.

Es gibt vor allen zwei Epochen im Leben, wo das weibliche Geschlecht auf unsre Bildung vorzugsweise einen großen Einfluß hat. Die erste ist die vom ersten bis zum 6. 7. 8ten Jahre, wo wir als Kinder den Händen der Mutter anvertraut sind, und immer nur ihren Händen allein anvertraut seyn sollten. Die zweite ist die vom 17, 18ten Jahre bis zum 21 und 24sten wo wir anfangen uns für die öffentliche Gesellschaft und für den Umgang zu bilden. Von der erstern Epoche kann man indeß wohl etwas mehr sagen, als daß das weibliche Geschlecht in derselben einen großen Einfluß auf unsre Bildung

habe: unsre ganze Art zu empfinden und zu seyn, unser ganzer Charakter, der in so frühen Jahren schon bestimmt wird, hängt blos von ihm allein ab. Es ist daher ein Fehler, daß die meisten Männer, die in unsern Zeiten über Erziehung geschrieben, das Erziehungsgeschäft so behandelt, als ob es erst mit dem 7 oder 8ten Jahre anfienge, und nicht den wichtigen Umstand bemerkt haben, daß die Erziehung schon mit dem ersten Jahre, man kann wohl sagen: mit dem ersten halben Jahre schon anfängt. Die ganze Art einer Mutter, mit ihrem Kinde zu seyn oder umzugehn, sogar ihr Blick, der Ton ihrer Stimme, indem sie kosend ihm schmeichelt, oder hart es anfährt, ist in den ersten Jahren schon für unsern Charakter bedeutend. Um wie viel mehr haben also andere Umgebungen Einfluß auf die Richtung desselben, wenn die Mutter einige Jahre später nicht mit der angestrengtesten Sorgfalt immer ihre Aufmerksamkeit darauf richtet, alles aus der Nähe eines

Kindes zu entfernen, was schädliche oder zweckwidrige Eindrücke in dem jungen Gemüthe zurüklassen könnte. Welch eine aufgeklärte vernünftige Bildung wird daher nicht in dieser Rücksicht für diejenigen Wesen selbst erfordert die dazu bestimmt sind, einst Mutter zu seyn!

Im 8. oder 9ten Jahre wird der junge Mensch dem Vater, oder dem öffentlichen Unterrichte zur Erziehung übergeben. Jezt soll er wissenschaftlich gebildet, sein Geist soll mit Erfahrungen und Kenntnissen jeder Art bereichert, was die Mutter gutes in ihm angelegt hat, soll noch mehr befestigt werden. Aber wehe ihm, wenn schon irgend etwas in ihm eine böse Richtung genommen hat! Es ganz auszurotten wird in diesen Jahren, troz der aufmerksamsten Sorgfalt des Lehrers, troz aller seiner Lehren und Ermahnungen selten gelingen! So reift er als Jüngling heran, bis zum 17. 18ten Jahre. Jezt kehrt

er zum zweitenmahle unter die Hände dieses holden und liebenswürdigen Geschlechts, von dem alles Gefällige und alle Grazie allein ausgeht, zur Vollendung seiner ganzen Bildung zurück. Er wird nun als angehender Weltbürger in die öffentliche Gesellschaft aufgenommen; er muß für den Umgang erzogen werden. Wehe ihm, wenn er nicht die Gabe besizt sich leicht an den Ton der Unterhaltung anzuschliessen, und sobald er von seinen Kenntnissen Gebrauch machen will, leicht und angenehm das mitzutheilen, was er weiß: wehe ihm, wenn ihm die Grazien abhold sind! Die Steifigkeit der Schule, der Zwang muß aus jeder guten Gesellschaft, wo sie den Vorsitz führen sollen, entfliehen! —

Im Grunde ist wohl der Umstand, daß wir in dieser Epoche zu lieben anfangen, die Ursache, warum wir so gerne etwas von den Eigenschaften des Geschlechtes, das wir verehren, (nehmlich sein

Sanftes, seine gefälligen Sitten) annehmen. Weise ist übrigens in der That die Wechselwürkung von der Natur angeordnet, die zwischen beiden Geschlechtern statt findet. Der Mann, der ohne das weibliche Geschlecht, wenn er immer nur für sich allein oder blos im Umgange mit seines gleichen lebte, in seinem ganzen Wesen zu viel Rauhes und Ungefälliges haben würde, nimmt von ihnen sanftere Sitten an; selbst sein Charakter, der ohne sie vielleicht zu trotzig oder zu scharf prononcirt seyn würde, wird zuweilen wohlthätig im Umgange mit ihnen gemäßigt oder gemildert. Im Gegentheile sucht auch das weibliche Geschlecht, welches ohne das männliche ein schwaches Geschlecht seyn würde (hülflos, wie ein Rohr im Winde), von dem männlichen mehr oder weniger, je nachdem es dasselbe liebt, oder verehrt, von der Hoheit seines Geistes — von dem Auffluge in seinen Ideen — von seinem festen Sinne, von seinem Muthe, seiner Entschlossenheit u. s. w. et-

was anzunehmen: und es kommt uns vor, als ob diese kleine Federn, die es uns stiehlt und sich damit schmückt, ihm gar wohl stünden.

Ueber die Bestimmung und über die Pflichten gegen die Thiere.

Ich habe schon im Anfange der vorhergehenden Abhandlungen gezeigt, wie wichtig gehörig aufgeklärte Begriffe über die Bestimmung und über die Pflichten gegen die Thiere, in Rücksicht der Moralität des Menschen seyen. Es sezt freilich eine etwas höhere Bildung, und einen, ich möchte sagen, erhaben umfassenden Gesichtspunkt voraus, auf den man sich stellen muß, um von dieser Bestimmung der Thiere, so wie vielleicht vom ganzen Universum überhaupt, die richtige Ansicht zu fassen: ein Ge-

sichtspunkt, zu dem diejenigen sich selten erheben, die nicht aus der Beschränktheit ihres eigenen lieben Selbsts, welches ihnen überall als das Höchste und Wichtigste in der Schöpfung erscheint, herauszugehen wissen.

Nichts ist im Grunde sonderbarer, als die Art, wie viele Philosophen bey ihren Deductionen verfahren. Sie setzen irgend einen Satz, der an sich erst selbst erwiesen werden müßte, als gewiß voraus, und bauen nun affirmative immer darauf fort. So war es ihnen ein leichtes, nachdem sie einmahl angenommen hatten, daß der Mensch der alleinige Zweck der Schöpfung sey, zu beweisen: daß alle die andern lebendigen Wesen, welche mit uns zugleich diese Erde bewohnen, blos um seinetwillen, damit er sie zu seinem Nutzen gebrauchen möchte, da seyen. Ob ich nun gleich keineswegs gesonnen bin, dem Menschen seine Vortreflichkeit und die moralische Würde

seiner Person abzusprechen, so kann ich doch nicht läugnen, daß eine solche Behauptung ein wenig die Kurzsichtigkeit derer beweißt, die zu leicht hin solche Systeme bauen. Meines Erachtens sind wir nicht die ersten und vollkommensten Wesen dieser Schöpfung; und es gibt gewiß noch weit höhere und vollkommenere, als wir; nicht im theologischen Sinne, sondern selbst auch sinnlich — vollkommnere Wesen. Glüklicherweise, daß sie nicht mit uns in so enger Verbindung stehn! Wenn sie aber den grösseren Verstand und die größere Klugheit, die sie haben, auf unsere Kosten sich zu Nutze machen wollten; wenn sie zu uns sagten: Ihr seyd, so wie die übrigen Thiere der Schöpfung, blos um unsertwillen da; wir sind der alleinige höchste Zweck derselben; und wenn sie so einen von uns nach dem andern beym Schopfe nehmen, und mit uns verfahren wollten, wie wir mit den Thieren verfahren, was würden die Herren Philosophen sagen? Nach ihrem

Systeme hätten jene mächtigeren Herrn der Schöpfung ganz Recht; aber auf sie selber angewendet, würden sie es nicht zulässig finden wollen! Sie haben also in Rüksicht der Thiere, die schwächer sind, als wir, gut Systeme bauen! Le droit (kann man hier sagen) est toujours du plus fort.

Wenn wir den Zweck der Schöpfung genauer untersuchen, wenn wir annehmen, daß nichts das Spiel des Ohngefährs, sondern die ganze Anordnung in derselben von einem höchst weisen und mächtigen Urheber ist; so müssen wir auch wohl annehmen, daß jedes Ding, jedes Geschöpf in derselben, es sey so unbedeutend als es wolle, zu einem bestimmten Zwecke da ist. Nun will ich keinesweges in Abrede seyn, daß nicht eine Menge der untergeordneten Geschöpfe, wie es allen Anschein hat, zu unserm Nutzen da seyn sollten: allein ich bin eben so sehr überzeugt,

daß alle diese Gattungen lebender Geschöpfe, welche mit uns diese Erde bewohnen, und welche wir kennen, eben so sehr um ihrer selbst willen, d. h. zu ihrem eigenen Zwecke da sind. Wir wollen nur die bewundernswürdige Vollkommenheit des Baues so vieler Geschöpfe nehmen: wäre es nöthig gewesen, daß sie in dem Grade vollkommen gebildet wurden, wenn sie keinen andern Zweck haben sollten, als nur dem Menschen zur Nahrung zu dienen, und ihre Existenz so weit zu bringen, daß sie die dazu erforderliche Größe erreichten? Nehmen wir 2) die Feinheit der Sinne bei so vielen Thieren, worin sie oft selbst den Menschen so weit übertreffen; ihren Verstand (Ueberlegung), ihre Klugheit u. s. w. Scheinen sie solches alles nicht erhalten zu haben, damit es ihnen zur Einrichtung einer eigenen Oekonomie, oder eines eigenen Thierstaates diene? Nehmen wir 3) die große und unendliche Mannigfaltigkeit der verschiedenen Gattungen lebender Geschöpfe; nehmen wir blos das

ausgebreitete Reich der Insekten, den ein Schriftsteller ganz passend „den bunten Streusand auf dem grünen Teppiche der Natur" nennt, und die wir alle noch viel zu wenig kennen; nehmen wir die bewundernswürdige Vollkommenheit der allerfeinsten Organisation bei den meisten, die für den Weisen eine unerschöpfliche Quelle des erhabensten Studiums ist: der dritte Theil aller dieser Thiergattungen wäre kaum nöthig gewesen, wenn sie keine andere Bestimmung haben sollten, als die klägliche, den Bauch des Menschen zu füllen, und ihm allenfalls bei den Verrichtungen seiner häuslichen Geschäfte behülflich zu seyn!

Man kann also nach diesen Betrachtungen nicht anders als annehmen, daß das höchste und erhabenste Wesen in der Natur, wir mögen es nun Weltgeist, Gottheit, oder wie wir sonst wollen, nennen — das auf alle Fälle Unbegreifliche — sich die Hervorbringung

gung der manigfaltigsten und verschiedensten Geschöpfe zum Ziele gesezt, und darin seine Lust und Freude habe — vielleicht um bloße Künstlerlaunen zu befriedigen, wenn ich so sagen möchte, — vielleicht auch, um seine große Weisheit und den Reichthum seiner Ideen darin abzudrücken. Daher sagt Baco v. Verulam irgendwo so schön und treffend: „Natura (ich weiß nicht genau mehr die erste Hälfte seiner Stelle, die man mit grossen goldenen Buchstaben über jede Naturalien-Sammlung und über jeden Hörsal, wo naturwissenschaftliche Gegenstände gelehrt werden, schreiben sollte; aber der Sinn ist: eine oberflächliche Naturkenntnis —) a Deo abducit; profunde exhausta (Sc. natura) ad Deum reducit.“

So viel kann man also über den Zweck und über die Bestimmung der Thiere a posteriori schließen.

Welche Grade oder Stufen von Veredelung und höherer Vervollkommnung (höherer Vervollkommnung vielleicht, bis zur Entwickelung der allerfeinsten und geistigsten Kräfte,) das höchste Wesen in der Natur, bei allen diesen mannigfaltigen Gattungen von Geschöpfen beabsichtigte, darüber wissen wir bis jezt, bei allen unsern ausgebreiteten Kenntnissen in der Naturwissenschaft, noch viel zu wenig; haben auch bis jezt unsern Forschungsgeist noch viel zu wenig nach dieser Seite naturwissenschaftlicher Untersuchungen gerichtet *).

*) Daß eine solche Progreßion oder Stufenfolge, in Rücksicht der Vervollkommnung der Thiere, keine bloße Chimäre sey, sehen wir an einigen Gattungen derselben, z. B. an der Entwickelung des Schmetterlings aus einer Raupe; an den Polypen, welche ein Uebergang aus dem Pflanzenreiche ins Thierreich sind; an der Bildung der Eidechsen aus dem Geschlechte der Schlangen, und von da hinauf bis zum Crocodill, welches die größte Eidechse ist; an einigen Affenar-

Wenn also der Mensch aus Unwissenheit in diese Ordnung des Weltschöpfers eingreift, und die Plane desselben zu zerstöhren droht oder ihnen entgegen arbeitet, dadurch, daß er sich der Herrschaft über die Thiere bemächtigt, und oft ganze Gattungen derselben auszurotten sucht, so ist dies freylich eine Art von Zulassung von Seiten des höchsten Wesens; be-

---

ten u. s. w. Es wäre auch der Weisheit des höchsten Wesens weit angemessener, sich zu denken, daß es eine solche Einrichtung in der Organisation der Thiere traf, daß eine niedrigere Gattung sich zu einer höhern zu entwickeln fähig ist, und so progressive alles in die Natur fortgehe, als nur lauter einzelne Gattungen von Geschöpfen hervorzubringen, welche ihre Existenz innerhalb derselben Gattung begränzen, und mit ihr aufhören. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß große Naturkündiger, z. B. Büffon, Reaumür, Lionet, Schwammerdam, Trembley, Haller, Bonnet, Blumenbach, Kielmeyer, Cüvier u. a. ihren Forschungsgeist auch mehr auf diese Seite der Naturwissenschaft möchten gerichtet haben!

weißt aber keineswweges die Rechtmäßigkeit unseres Verfahrens. Diese Gewalt oder diese Herrschaft, die wir uns über die Thiere anmaßen, indem wir nach freier Willkühr mit ihnen schalten und walten, ist vor der Hand, bis wir vielleicht über das ganze Universum höhere aufgeklärtere Begriffe haben werden, nur als eine bloße Usurpation anzusehn.

Ich komme zur Fortsetzung des vorigen Gegenstandes, und sollte, um vollständig zu seyn, wenn von der Bestimmung der Thiere gehandelt wird, hier a) auch von ihren Kunstfertigkeiten und Kunsttrieben reden. Ich werde aber über diese Materie, so wie über ihren Verstand, ihre Einsicht und Klugheit, deren ich vorhin erwähnte, hier nicht ausführlicher handeln, da andere in besseren Werken dies schon gründlicher und weitläuftiger gethan haben. Wem ist nicht das schöne Werk von Reimarus längst be-

kannt? Wer hat nicht Gelegenheit gehabt, bey sorgfältiger Beobachtung der Einrichtung eines Bienenstaats, ihrer Gewohnheiten, ihres Kunstfleißes rc. rc. Bey Beobachtung der künstlichen Bauart der Biber, bey den Ameisen und andern kleinen unterhaltenden Thierchen, sich von ihrer Geschiklichkeit, von ihrem Verstande und von ihrer Einsicht selbst zu überzeugen? Gibt es ein angenehmeres belehrenderes Studium, als dieß?

„Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschiklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn"

sagt ein großer Dichter, und es ist mir lieb, daß er durch seine Verse auch solche kleine unbedeutende Thierchen, die von uns gewöhnlich so verachtet leben, zu adeln scheint.

Der Bischoff Egede in seinem Werk über Grönland schreibt daß die Walrosse in Gefahren sich

einander bis in den Tod beistehen, und hiermit stimmen auch die Nachrichten überein, die wir in Cooks dritter Reise von Kamtschatka finden. Wenn die Walrosse von den Menschen angegriffen werden, stellen sie sich in eine lange Reihe, nach ihrer Anzahl, und haben die Jungen hinter sich. Sie wehren sich mit der größten Wildheit. Erst, wenn sie sich von der Uebermacht überwältigt sehen, brechen sie die Linie, und suchen, jeder für sich, Errettung durch die Flucht.

Derselbe Bischof Egede erzählt, daß die Rennthiere in Grönland, wenn sie sich in Haufen beisammen befinden, stets die freiesten Ebenen zur Ruhe suchen, und sich denn in einem Zirkel lagern, so, daß alle Köpfe nach außen gekehrt sind und die Peripherie ausmachen. Dadurch sind sie von allen Seiten gegen alle Gefahr gesichert. Gewisse Zugvögel, welche auf ihren Wanderungen des Nachts, wenn sie

sich niedergelassen, ihre Wachen ausstellen — alles beweißt von Verstand und Ueberlegung bei diesen Thieren. Diejenigen Philosophen kommen also schlecht bei mir weg, welche ihnen Verstand und Einsicht absprechen, und alles durch den Instinkt erklären wollen. Sie haben freilich einen Verstand nach ihrer Art, aber immer so viel, als sie gebrauchen.

Unter den Beispielen von Verstand und Ueberlegung muß ich eins anführen, welches ich in Italien bei einem ganz einfältigen Thiere (so scheint es uns:) bey ein paar Mistkäfern bemerkte, und welches besonders artig ist. Schon oft bemerkte ich um Rom, in den Gärten, diese Mistkäfer, welche von der kleineren Art, und kaum so groß als ein Maykäfer sind, wie sie zu Sommerszeiten kleine runde Ballen von Pferdemist, die sie zusammengearbeitet, in ihre Höhlen zu transportiren suchten, vielleicht zum Vorrath für den Winter, oder auch um ihre

Eier darein zu legen. Zwei und zwei (Männchen und Weibchen) arbeiten immer zusammen. Der eine stellt sich von vornher an die Kugel, und zieht mit seinen Füßen an derselben, indem er immer mit ihr rükwärts geht; der andere stellt sich von hintenher aufrecht, an derselben in die Höh', und schiebt mit den seinigen. So rollen sie eine Kugel oft 30, 40, 50 und mehrere Schritte weit. Einst sah ich auf dem Wege von Albano nach Aricia zwei solcher Käfer an einer Kugel arbeiten. Der Weg gieng etwas bergan. Auf einmal rollte ihnen die Kugel in ein etwas tiefes Fahrgleise zur Seite des Wegs. Alle Mühe, die sie sich gaben; sie wieder herauszubringen, war vergeblich. Endlich bemerkte ich, daß einer von ihnen aus dem Gleise sich wieder herausmachte auf den Weg, und nun aus allen Kräften, was er nur eilen konnte, den Berg hinan eilte; während dem bewahrte der andere die Kugel. Ich verfolgte den, der den Berg hinan eilte, und sah,

daß er, als er ohngefähr 15 oder 20 Schritte mochte gelaufen seyn, zu einigen anderen Cameraden kam, die mit gleicher Arbeit beschäftigt waren. Wie sie sich einander verständlich machten, weiß ich nicht — — aber ich sahe, daß gleich drei oder viere ihre Kugeln liegen ließen, und mit dem angekommenen Käfer den Berg hinunter eilten. Sie kamen richtig an der Stelle an, wo die Kugel im Wagengleise lag; alle sechse machten sich nun beherzt an die Arbeit, und brachten sie glücklich heraus auf den Weg; dann eilten die viere wieder voran, den Berg hinauf, und die zwei anderen sezten ihre Arbeit ruhig fort.

Wenn man solche Käfer bei ihrer Arbeit etwas nekt, z. B. mit dem Stocke an ihnen rührt, oder ihnen die Kugel weg zu rollen droht, so legen sie sich, wenn sie des Dings müde werden, ganz platt auf die Erde, und stellen sich, als ob sie todt seyen: laufen auch wohl zuweilen eine kleine Strecke davon.

In dem erstern Falle mag man sie mit dem Stocke umdrehn, wie man will; sie rühren sich nicht. Nach einiger Zeit, wenn sie glauben, es sey Niemand mehr da, werden sie wieder lebendig, machen sich wieder an ihre Kugel, und setzen ihre Arbeit ruhig fort.

Wer muß nicht den kleinen Schelmen, die so viel Klugheit und Verstand zeigen, und sich so zu verstellen wissen, ein wenig gut seyn!

Das Beispiel von den zwei Ratzen, welche nicht wußten, wie sie ein auf der Erde gefundenes Ey fortbringen sollten, in einer Fabel von Hagedorn ungemein reitzend erzählt, verdient ebenfalls (um sich von dem natürlichen Erfindungsgeiste einiger Thiere zu überzeugen) in den Werken dieses Dichters gelesen zu werden.

Dahin gehört auch das Beispiel von einem Ele-

phanten, welcher im alten Rom, wenn er des Abends mit mehreren andern von der Tränke nach Hause geführt wurde, von einem Schuster, der in seiner Thüre saß und arbeitete, und an dem er immer vorbei mußte, genekt wurde, und sich auf folgende Art — gewissermassen scherzhaft — an ihm rächte, daß er eines Abends, als er wieder von der Tränke zurükkam, eine ganze Quantität Wasser in seinem Rüßel mit zurük trug, und als er wieder an dem Hause des Schusters vorbey kam, der in seiner Thüre saß, solches ihm über seinen Kopf und über seine Boutique, bis weit ins Haus hinein, ausströhmte. Der Schrecken, mit dem der Schuster diesmahl davon kam, war das meiste.

Scheint nicht diese Handlung eine Art von Raisonnement zu verrathen welches im Kopfe dieses Thieres vorgieng und welches wir gewöhnlicherweise nicht von seiner Gattung erwarten. Aber es ist be-

kannt, daß die Elephanten, (nebst den Pferden) unter den größeren Thieren zu den klügsten und verständigsten gehören. Sie stellen ebenfalls ihre Wachen aus, wenn sie den Egyptiern und Aethiopiern zu ganzen Schaaren in ihre Reisfelder gehen und sie verwüsten.

Ein Beispiel von einem ganz wilden Thiere, das in gewissen Fällen mit einer Vorsicht und selbst mit einer Zartheit sich benimmt, die man von ihm am allerwenigsten erwarten sollte, erzählte mir der Herr v. B. aus der Schweitz, der solches an einem Tiger in Coppenhagen wahrgenommen. Herr v. B. war nehmlich einst mit einigen Frauenzimmern in die dortige Menagerie gegangen, um die fremden Thiere zu sehn. Es war im Winter, und die Frauenzimmer trugen Muffe, um ihre Hände darin vor der Kälte zu schützen. Sie kamen unter andern vor das Behältniß, mit starken Stangen eingefaßt, worin der

Tieger war, und blieben, nachdem sie ihn genug besehen hatten, ganz von ohngefähr eine zeitlang vor demselben stehn, um sich über die Gestalt und die Sitten der wilden Thiere zu unterhalten. Ein junges Frauenzimmer, mit einem etwas starken und vollen, oben offenen Busen stand achtloserweise ganz nah an dem Gitter des Behältnisses, sie hatte ihre Arme mit dem starken, schwarzen weichen Muffe unter der Brust hart an den Leib angeschlossen; alle sahen im Gespräche ganz nach einer andern Seite, ich weiß nicht nach welchem Gegenstande, der sie fixirte; kurz sie sahen nicht auf den Tieger, dem sie am nächsten waren. Auf einmahl bemerkt der Herr v. B. als er sich umsieht, daß der Tieger, dem das sonderbare Ding, der haarige Muff, längst mochte aufgefallen seyn, die eine seiner Tatzen durch das Gitter gestrekt hatte, und ganz leise auf dem Muffe herumspazieren ließ, um ihn zu befühlen. Dann mochte ihm auch der schöne glänzende Busen auffallen, und

er legte seine Tatze mit der allergrössesten Vorsicht auch auf diesen, aber nur auf den äusseren Rand desselben, um zu wissen, was es sey; aber alles so leise, daß das Frauenzimmer selbst, wie wir sehn, nichts davon merkte. „Ich durfte das Frauenzimmer nicht aufmerksam machen" sagte der Herr v. B. denn sobald es im Schrecken eine rasche Bewegung gemacht hätte sich zurükzuziehn, hätte der Tieger dadurch vielleicht gereizt werden können, seine Krallen, die er jezt so sanft eingezogen hatte, auszustrecken, um den Gegenstand, der ihn interessirte, festzuhalten. Ich konnte also nur ruhig zusehn, und war in der allergrößesten Besorgniß, daß das Frauenzimmer von selbst seinem Blik auf sich zurük lenken, und, wenn es das Manövre des Tiegers bemerkte, im Schrecken, sich zurük zu ziehn, das Uebel verschlimmern möchte. Endlich fühlte ich an meine Tasche, und fand, daß ich noch ein Stük Brod in derselben hatte, welches ich für andere Thiere mitgenommen,

und welches ich ihm durch das Gegitter in seinen Stall warf. Darauf gieng er zurük, um zu sehn, was ich ihm hineingeworfen hätte" Im Nachhausegehn erzählte der Herr v. B. dem Frauenzimmer ihren Fall.

b.

Nach einigen Beispielen, worin ich gezeigt, wie viel die Natur in Rüksicht des Verstandes, der Klugheit und der Ueberlegung mancher Thiere schon gethan, und welche als Beiträge zu dem, was man darüber schon geschrieben hat, dienen können, werde ich diesen Gegenstand noch von einer andern Seite auffassen, von welcher er bis izt, wie es mir scheint, noch von keinem Philosophen ist behandelt worden, und die mir doch der Aufmerksamkeit werth dünkt. Ich werde nehmlich einiges von der möglichen Ausbildung und höheren Vervollkommnung der Anlagen der Thiere, mit Einem Worte, von der Veredlung mancher

Gattungen sagen, wie sie bemerkt werden könnte, wenn die Menschen ihre Aufmerksamkeit mehr auf diesen Gegenstand richten wollten.

Keiner wird diese Muthmassung von mir übereilt finden, der die verschiedenen Thiere, besonders Hausthiere, in dieser Hinsicht beobachtet, und Wahrnehmungen über sie gemacht hat. Er wird gefunden haben, daß die Thiere im Umgange des Menschen, wenn er sich aufmerksam mit ihnen beschäftigt, nicht nur an Verstand, an Einsicht und Klugheit gewinnen, sondern daß der Mensch der gütevoll sie behandelt, ihnen sogar edlere Empfindungen einzuflößen vermag, die sie vielleicht vorher nicht hatten, und die sie in Rücksicht ihrer Empfindungsart gewissermassen mehr zu uns hinaufheben. Die Geschicklichkeit und den Verstand, den so viele Pudel haben, welche immer die besonderen Lieblinge der Menschen gewesen sind, hier anzuführen, wäre überflüssig.

Jederman hat ohnstreitig Gelegenheit gehabt, sich selbst davon zu überzeugen. Die schöne rührende Geschichte mit dem Löwen des Androklus ist bekannt, oder kann in Gedickes lateinischem Lesebuche nachgelesen werden, wo ich mich erinnere, sie als Knabe gelesen zu haben. Wie edel zeigt sich ein solches Thier, das seine ursprüngliche Wildheit gewissermaßen ganz ablegt, um, vom Gefühle der Dankbarkeit hingerissen, an einen Menschen sich anzuschließen, der ihm einst die Wohlthat erzeigt hatte, ihm einen verwundeten Fuß zu heilen.

In den Historien der Kreuzzüge wird erzählt, daß ein Ritter Gottfried de la Tour, der mit auf dem ersten Kreuzzuge nach Palästina war, eines Tages, als er durch einen Wald ritt, plötzlich ein ängstliches Jammergeschrei hörte. In dem Gedanken, einen unglüklichen Menschen zu retten, eilte der Ritter muthig durch den Wald hin; als er aber nahe

kam, sah er einen Löwen, um deßen Leib sich eine gewaltige Schlange geschlungen hatte. Den Bedrängten zu Hülfe zu kommen, ist die Pflicht eines ächten Ritters, und von diesem Gedanken beseelt, war es ihm gleichviel, ob es Thier oder Mensch sey, genug, hier war ein nothleidendes Geschöpf, das seiner Hülfe bedurfte, und durch einen Säbelstreich, der die Schlange entzwei hieb, rettete er den Löwen von diesen gefährlichen Fesseln. Von der Stunde an begleitete dieses dankbare Thier seinen Erretter überall, folgte ihm wie ein zahmer Hund, und äusserte nur seine natürliche Wildheit nach dem Winke und dem Willen Gottfrieds de la Tour. Diesem war wohl damit gedient einen solchen Kriegsgefährten zu haben. Endlich aber war der heilige Krieg glüklich geendigt, und der Ritter machte sich zur Rükreise nach Europa bereit. Er wollte gern seinen getreuen Löwen mit sich haben; kein Schiffer aber war zu überreden, dieses gute Thier an Bord zu nehmen. Der

Löwe, der sich von seinem geliebten Herrn geschieden sah, fieng nun erst an fürchterlich zu brüllen; gleich darauf aber stürzte er sich ins Meer und schwamm dem Schiffe nach. Zulezt aber wurde er kraftlos und sank, und so verschlangen die Wellen dieses gute edle Thier, das durch die Treue und Liebe, die es bis in den Tod gegen seinen Herrn gezeigt hatte, wohl ein besseres Schiksal verdient gehabt hätte. *)

Die Pferde haben vor allen andern größern Thieren wie schon gesagt worden, einen besonderen Verstand, und sind auch der Entwickelung desselben am meisten fähig. Von kleineren Thieren gehen ihnen blos, (so scheint es wenigstens) die Affen und die Hunde darin vor, und wer weiß, ob nicht die leztern durch den langen Umgang mit Menschen erst

*) S. Litteratur — und Völkerkunde, 6. Band, S. 30 rc.

bis zu diesem Grade von Klugheit, von Verstand, von Diensteifer und Dienstgeschiklichkeit gekommen? Ich habe Pferde gesehn, die ausserordentlich klug waren, und oft trifft gewiß das Sprüchwort wohl ein, welches sagt: daß das Pferd mannigmal (wenigstens in gewissen Dingen) gescheuter sey, als sein Herr. Ihr Benehmen zeigt dies. Ich habe Pferde gesehn, mit denen man, ich möchte sagen — sprechen konnte, wie mit einem Menschen. Sie verstanden fast jeden Wink, jedes Wort ihres Herrn. Besonders kannte ich ein gar schönes Thier der Art, das Zaire hieß, und einem Offiziere gehörte, einem meiner Bekannten. Bey diesem hatte ich mich überzeugt, daß sie vor allen gar nicht gleichgültig gegen die Liebkosungen ihrer Herrn sind. Wenn man ihm ein wenig freundlich zusprach, oder es bei seinem Namen rief, und es etwa angebunden war, sah es sich zwar freundlich, aber mit einem zärtlich-traurigen Blicke um; stampfte bald mit den Füßen, um sich los zu machen,

und der kosenden Stimme, die es rief, zu folgen, oder sprang hinten und vorn, vor Freude, in die Höhe. Was mich an diesen edlen Thieren immer am meisten rührt, ist, daß sie den größten Schmerz erdulden, ohne einen Laut von sich zu geben. Plinius, der Naturhistoriker, sagt von ihnen: daß sie das Herannahn einer Schlacht vorher empfänden, und bey dem Tode ihrer Herrn viele Thränen vergößen.

Ein besonders kluges Pferd war vor 15 oder 20 Jahren in Florenz bekannt. Dort wird jährlich um Johannis das Spiel des Wagen- und Pferderennens gefeiert; Reste griechischer Spiele, welche griechische Colonisten, die sich zuerst in oder um Pisa niederließen, in diese Gegenden brachten. Dies Pferderennen findet auch blos unter Pferden an sich statt, ohne Reuter. Jenes Pferd nun war ein Engländer, und hatte in dem gemeinschaftlichen Wettlaufe mit andern Perden, nach einem Ziele, den

Preis schon 15 oder 16 mahl gewonnen; daher nannte man es il gran diavolo. Seine Klugheit und seine Behendigkeit war ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Die Rennbahn war eine große lange Straße. Erst lief es langsamer, als die übrigen, welche gleich aus Leibes-Kräften zu laufen anfiengen; wenn es in die Mitte der Straße kam, mußte es an dem Hause seines Herrn vorbei; es war gewohnt, diesen, wenn es sich dem Hause näherte, oben am Fenster zu finden, und blikte schon von Ferne, wenn es sich näherte, voll edlen Selbstgefühls hinauf, als ob es sagen wollte: nicht wahr, du bist mit mir zufrieden. Dann unterließ aber auch sein Herr nicht, ihm mit seinen Händen Beifall zu zu klatschen, und nun von neuer Kraft und von neuem Muthe geschwellt, gleichsam stolzer auf diesen Beifall seines Herrn, zog es mit verdoppelten Kräften aus, während die andern zu ermüden

anfiengen, und bald waren alle übrigen weit hinter ihm. *)

Thiere, die sonst als die allerschüchternsten uns bekannt sind, können, wenn der Mensch sie mit Sanftmuth und Liebe behandelt, dahin gebracht werden, ihre Furcht nach und nach ganz abzulegen, und den Menschen als ihren zärtlichsten Freund zu betrachten. Das Beispiel von dem interessanten Hirsche der Sylvia, im VII. Buche der Aeneide des Virgils No. 483. ꝛc. so anziehend und rührend erzählt,

„Qui semble par ses cris, prêt à finir ses jours,
De la pitié du sexe implorer le secours, **)

*) Jagemann, in seinen Briefen über Italien, erzählt uns dies artige Factum.

**) Bey eben diesem Dichter ist auch die Art auffal-

finden wir auch in dem vortreflichen indischen Schauspiele Sakontala, von G. Forster aus dem Englischen übersezt. Zu ihr sowohl (der Sakontala) als zu den frommen Einsiedlern überhaupt, welche die geheiligten Haine Indiens bewohnen, flüchten sich die Thiere der Wälder, wenn sie von den Jägern verfolgt werden. Sie gegen diese Verfolgungen zu schützen, war die Uebung einer Pflicht, die die Religion sowohl, als die Menschlichkeit, ihnen heilig machte. Die Scene wo ein Rehkalb die Sakontala beym Saume des Kleides faßt um sie zu halten, als sie die väterliche Hütte verlassen will, ist das Zarteste, was in dieser Art von Kindlichkeit gedacht und empfunden werden kann. Sowohl bei den

fallend, wie Mezenzius sein Pferd anredet, als er wieder in den neuen Kampf geht. Aeneide X. 858 — 866. Diese Stelle bestätigt also schon für jene Zeiten das, was ich vorhin darüber sagte.

Indiern, als bei den alten Egyptiern, die es von jenen bekommen zu haben scheinen, wurden die kranken Thiere, wie die Menschen, (die Religion hieß es sie!) mit großer Sorgfalt gepflegt und gewartet. Diesen Völkern, namentlich den Bramen unter den Indiern, welche gut über ein Drittheil, vielleicht die Hälfte der Einwohner Indiens ausmachten, war das Blut der Thiere zu vergießen ein Gräuel!!

Wir kennen bis izt noch viel zu wenig die philosophischen und religiösen Lehrsätze und Meinungen jenes Halbgötter-Volks, das sich selbst „Kinder der Sonne" nannte; aber so viel wir bis izt davon haben kennen lernen, können wir nicht anders als staunen und — schweigen!!

Ich kann mich der Idee nicht erwehren, daß in den ursprünglichsten Zeiten der Welt, die Menschen mit den Thieren (mit den meisten derselben wenig-

stens) gleichsam in Einer Familie gelebt. Sie waren durch wechselseitige Bande des Vertrauens, des Wohlthuns, und der Liebe, aneinander gekettet, und die Thiere mußten ohnstreitig dabey gewinnen. Noch aus den griechischen Zeiten, noch von den Zeiten des Orpheus her, wird uns erzählt, daß die Thiere so zahm waren, daß sie aus den Wäldern herauskamen, und sich um ihn versammleten, wenn sie sein Spiel erklingen hörten. *)

Nach und nach aber entfernten sich die Thiere immer mehr von den Menschen, wozu wahrscheinlich die Menschen, durch ihre Grausamkeiten und durch ihre Mißhandlungen, zuerst Anlaß geben mochten. Wenn seitdem die meisten Thiere, besonders die jezt wilden, sich so sehr vor den Menschen fürchten,

*) Wahrscheinlich aber haben die Griechen diese Fabel auch aus einer älteren, entfernteren Quelle überkommen.

wenn sie des Nachts, wo sie schlafen, ihre Wachen ausstellen, um nicht von ihnen überrascht zu werden, wie ich vorhin an dem Beispiele einiger Zugvögel gezeigt habe, so hat dieses Mißtrauen wohl seinen natürlichen Grund. Eine lange bittere Erfahrung mag sie von der Nothwendigkeit solcher Vorsichtsmaßregeln überzeugt haben!

c.

Der Mensch gieng aus dem Zustande der Natur heraus, in den der Civilisation, und zulezt, einer gewissen Uebercultur, mit welcher er zugleich eine Menge Sitten, Ausschweifungen, Laster rc. rc. annahm, die keinesweges der Vernunft und dem Verstande, den er vorzugsweise vor allen übrigen Geschöpfen dieser Erde empfangen hat, Ehre machen. Das Thier blieb in seinem Naturzustande, und könnte auch hier durch die Einfalt und durch die Unwandelbarkeit seiner Sitten und seiner Lebensart, welche

es immer beibehalten hat, anstatt daß es ein Gegenstand unserer Mißhandlungen und unserer Verachtung ist, uns oft belehrend werden. Sie schwächen sich nie durch Uebermaaß des Genusses, und haben nie nöthig, durch stärkende Mittel, ihre verlohrnen Kräfte wieder zu ersetzen, wie der Mensch, der in allem das, was er seine Freiheit nennt, und was ihm ohnstreitig das höchste Wesen als den würdigsten Vorzug vor so vielen andern Geschöpfen gegeben hat, mißbraucht. Sie kennen nicht das verheerende Laster der Selbstbefleckung, von dem so viele junge Leute beiderlei Geschlechts, in unsern Tagen durch ihr bleiches Ansehn, durch ihren siegen Körper vor der Zeit, in der Blüthe ihrer Jahre, so redende Beweise ablegen. Sie kennen in Vermischung mit dem andern Geschlechte nur einen Weg, den, den die Natur ihnen angewiesen; und nie ist es ihnen eingefallen, einen andern zu suchen, oder ihr eigenes Geschlecht zu einem weiblichen zu machen!! Sie halten

sich immer nur, um den Trieb der Begattung zu befriedigen, an ihres Gleichen, und nie hat man bey ihnen gesehn, was man beym Menschen zuweilen wahrgenommen hat, daß er ein Pferd, ein Schwein, eine Ziege rc. rc. zum Gegenstande seiner unnatürlichen Umarmungen gemacht. Sie halten sich in Rücksicht ihrer Narungsmittel immer nur an diejenigen, die ihnen von der Natur einmahl angewiesen sind, und nie wählen sie etwas, von dem sie wüßten, daß es für ihren Körper oder für ihre Gesundheit zerstöhrend wäre, und dessen Genuß sie sich doch nicht versagen könnten! So haben sie sich also, indem sie ihren alten Sitten, ihrer einfachen Lebensart immer treu bleiben, durch Ausschweifungen aller Art nie so entnerft, daß sie, wie wir es bey den Menschen sehn, äusserst sieche Geschöpfe zur Welt brächten, von denen man oft glauben sollte, daß sie nicht ein Vierteljahr ihre Existenz würden fristen können, und wodurch ohnstreitig unsere Gattung im Ganzen, immer mehr

geschwächt und entadelt wird. Bey den Thieren hat jedes Junge, wenn es auf die Welt kömmt, die gehörige Kraft und Fülle der Gesundheit erhalten, welche nöthig ist, um zu einem Wesen zu gedeihen, das an Größe und Stärke wieder seinem Erzeuger gleiche. Die Gattung kann also, wofern sie nicht auf fremden Boden verpflanzt wird, nie degeneriren; dahingegen ich, was den Menschen betrifft, der Meinung bin, daß die Affen ehedem ein menschliches Geschlecht waren, das durch Entnervung und durch Unwissenheit zugleich, endlich bis zu dieser schimpflichen Gestalt herabgesunken ist. Siehe hier, o Mensch, dein Bild!

II.

Von den Pflichten gegen die Thiere.

Indem ich von den Grausamkeiten und den Verfolgungen zu reden gedenke, die wir uns so oft unnöthigerweise gegen die Thiere erlauben, drängt sich mir zuerst die Frage auf, die schon oft in mir gewekt wurde, wenn ich kleine Kinder mit Thieren spielen sah: „Woher kommt wohl die Grausamkeit so vieler Menschen gegen die Thiere, und zwar eine Grausamkeit, der manche sich sogar mit einer recht herzlichen Lust überlassen, wenn sie die Thiere quälen oder mißhandeln, da doch der Mensch ursprünglich, d. h. von Kindheit an, geschaffen zu seyn scheint, die Thiere mit Liebe an sich zu ziehn?“

Der Grund davon liegt ohnstreitig in der Art unserer Erziehung.

Ich habe schon vorhin gezeigt, in welcher glüklichen Eintracht im Kindheitsalter der Menschen die Thiere mit ihnen lebten; und sie sind gewiß keine bloße Fabel, jene Zeiten! Allein es scheint das Schiksal der Vernunft zu seyn, daß, jemehr der Mensch sie entwickelt, er sie destomehr zur Zerstöhrung oder zur Unterdrückung der andern ihn umgebenden lebendigen Geschöpfe, selbst den Menschen nicht ausgenommen, anwendet. Der Eigendünkel des Menschen, oder der Stolz, sich überall als den ersten und höchsten Zwek in der Schöpfung zu betrachten, hat schon eine Menge anderer Inconvenienzen nach sich gezogen, als die vielen Ungerechtigkeiten sind, die wir uns gegen die Thiere erlauben: allein bey diesen fängt der kleine Tyrann dieser Erde zuerst an, seine Ueberlegenheit zu prüfen, um des süßen Gefühls, daß er stär-

stärker ist, als sie, daß es etwas giebt, was ihm weichen muß, sich bewußt zu werden. Nach löblicher Gewohnheit habe ich nicht selten Eltern gesehn, welche unvernünftig genug waren, um ein kleines schreiendes Kind zum Schweigen zu bringen, ihm eine Katze, oder ein kleines Lamm, oder ein anderes Hausthier herbei zu rufen, an dem der kleine Schreihals, indem die Mutter ihn es mit einer Ruthe peitschen lehrte, seine üble Laune auslassen konnte. Ja nicht selten müßen ältere Geschwister diese Stelle vertreten, da denn die Mutter unter dem Scheine, als ob sie über sie aufgebracht sey, um den Kleinen zum Schweigen zu bringen, ihnen die Ruthe giebt. Indem die Mutter oder die Kinderwärterinnnen hier Gelegenheit hätten, schon in den frühesten Jahren dem Kinde eine Art von (Wohlwollen und Liebe gegen die Thiere einzuflößen, mit denen es spielt, *)

*) Les enfans ne laissent pas (sagt Locke in sei-

sehen wir gerade umgekehrt, daß sie dieselben immer als einen Gegenstand betrachten lehren, der ihnen untergeordnet, der nicht so edel sei, wie sie, und ihren Launen fröhnen müße.

So ist der junge Mensch nun schon zu der Art, wie er in spätern Tagen mit den umgebenden Thieren, besonders mit den Hausthieren umgeht (denn

seinem Werke über die Erziehung) d'avoir en général du penchant pour les animaux, avec lesquels ils aiment à badiner. Les oiseaux surtont leurs plaisent extraordinairement, et il seroit aisé de leur rendre utile cette espèce de foiblesse. Er führt uns darauf das Beispiel einer Mutter an, welche ihren kleinen Töchtern so viel Vögel gab, als sie sich deren nur immer wünschten; aber sie belohnte und bestrafte sie, je nachdem sie diese ihre kleine Thierchen mit Sanftmuth oder mit Gefühllosigkeit behandelten. So bildete sie in ihren Spielen schon ihr Herz zum Gefühle der Menschlichkeit, und zu den schönsten und liebenswürdigsten Tugenden.

ich rede hier von Europa, wo es wenig wilde Thiere giebt) vorbereitet. Er glaubt durchaus keine Verpflichtungen gegen sie zu haben, oder ihnen Schonung schuldig zu seyn, und kaum fühlt er selber, was Leben sey, als er schon ein grausames Vergnügen daran findet, es andern Geschöpfen zu rauben.

Ich weiß nicht, woher es kommt, daß gewiße Thiere besonders, ohne irgend einen vernünftigen Grund, als die gemeinschaftlichen Feinde des menschlichen Geschlechts angesehen und behandelt werden. Das Sprüchwort, welches einer Katze ein dreifaches (nach andern ein neunfaches) Leben giebt, kostet gewiß unter 10 allemal neunen das Leben. In Paris, in Wien, in Rom — in allen großen Städten, findet man sie überall an den Ecken der Strassen erschlagen. Kaum giebt es in diesen Städten einen müßigen Straßenjungen, der in Rücksicht seiner Hel-

denthaten, an einem solchen armen Thiere verübt, nicht die des Herkules schon übertroffen hätte. *) Uebrigens weiß ich nicht, ob es vielleicht unser unvernünftiger Haß gegen dieses, übrigens nüzliche Thier ist, der uns dazu treibt, mit so viel Eifer auch die Nachteulen zu verfolgen, welche eine Art geflügelter Katzen sind; oder ob es nicht vielleicht ein geheimer Widerwillen ist, der in unserer Seele gegen alle ernsthaften, tiefdenkenden Physiognomien, und — gegen die Weisheit wohnen mag, wie wir dies bei den Obscuranten sehn! zu dieser Gattung von Thieren, die ohne irgend einen hinlänglich gültigen Grund von uns gehaßt oder verfolgt werden, gehören auch die Eidechsen. Und doch sollten diese artig gebauten, schöngesprenkelten oder gefärbten Thierchen eher,

*) Wenn man den Katzen vorwirft, daß sie falsch seyen, so könnte sie vielleicht der Mensch, indem er sie überall neckt und verfolgt, dahin gebracht haben, diesen Charakter gegen ihn anzunehmen.

meyne ich, dazu geschaffen seyn, uns mit Wohlwollen und Liebe gegen sie zu erfüllen. Sie sind nicht im geringsten schädlich, und leben meist von Fliegen, Spinnen und anderm Ungeziefer, von dem sie die Erde reinigen; dabei sind sie ungemein aufmerksam, klug und behende. Dies Thierchen scheint eine besonders sympathetische Zuneigung zum Menschen zu fühlen, aber es nähert sich ihm nur, wenn er schläft, und spielt um ihn herum, oder wacht bei ihm. Daher findet man sie häufig in den alten Kunstwerken als Begleiter des Apolls, um seinen Hirtenstab oder an einem Baumstamme heraufgewunden, denn als er einst in Aethiopien die Heerden des Adinets hütete, sollen sie sich fleißig zu ihm gehalten haben. Einen Apoll mit einer solchen Eidechse zur Seite nennt man einen Apollo Sanroctonos. In den Villen oder Gärten um Rom sah ich ihrer außerordentlich viele, besonders im Frühjahre, wenn ihre Begattungszeit ist. Sie laufen allenthalben in den We-

gen umher und spielen miteinander, oder sitzen da in der Mitte des Weges, das Köpfchen in die Höhe gereckt, und sonnen sich, und lauschen auf, ob etwa wer kömmt. Hören sie Jemanden kommen, so sind sie mit ein paar Sätzen, wie ein Blitz, in die Hekken oder ins Gebüsch verschwunden. Ich sahe um Rom einige vorzüglich große Eidechsen, welche wohl anderthalb Zoll dick seyn mochten und ganz grün sind. Die Römer nennen diese Gattung ragane oder auch raganorre, und erzählen von ihnen, daß sie ganz besonders dem Menschen zugethan sind. Sie halten sich zu ihm, wenn er im Freien schläft, und geben ihm ein Zeichen, wenn sich ihm eine Schlange, oder eine Natter naht, deren es in der Gegend um Rom viele giebt. *) Sie erheben dann ein sonderbares Gewin-

*) Der Biß der Natter ist unausbleiblich tödtend. Für einen solchen, der von einer Natter gebißen worden, ist kein anderes Mittel, um sich zu retten, als gleich das Glied abhauen zu laßen,

sel neben ihm, und wenn dies nichts hilft, so laufen sie ihm ängstlich über das Gesicht, über die Hände ꝛc. ꝛc. um ihn aufzuwecken. Wer wollte nicht Thier-chen, die so besorgt um den Menschen, und überhaupt

oder selbst abzuhauen, wo er gebißen worden. Ich sah zu meiner Zeit in einem Dorfe bei Rom einen Bauern, der, weil er nicht den Muth dazu hatte, an dem Biße einer Natter starb. Der Tod scheint einer der sanftesten zu seyn; ein allmähliches Abspannen und Ermatten, ohne alle Convulsion. Ueber anderthalb Tage hinaus wird selten einer leben, der von einer Natter gebissen worden. Sie beissen nur denn, wenn sie gedrückt oder getreten werden. Man muß sich daher in Italien hüten, nicht im Freien, d. h. in Wäldern oder an Hecken zu schlafen. Sie haben meist eines Fußes Länge, und oft noch etwas drüber, und sind fast kupferfarbig. Ein Apotheker in Rom, der einen Natter in der Medizin zubereiten wollte, und von ihr gebissen wurde, indem er sie faßte, hatte den Muth, sich mit einem Beile die Hand, an der er gebissen wurde, gleich abzuhauen.

so reinlich, so wachsam, so klug, so behende sind, innig gut seyn?

So wie wir an Jahren oder Kräften zunehmen, wird auch unsere Grausamkeit gegen die Thiere, so zu sagen, studierter, durchdachter, mannigmal, möchte ich sagen, leidenschaftlicher. Ich muß gestehn, daß der Charakter eines Menschen, der ein besonderes Vergnügen daran findet, Thiere zu quälen oder leiden zu sehn, wie wir denn dies zuweilen bei jungen, unerzogenen Burschen von 10 bis 14, 15, 16 Jahren, und oft noch in späteren Jahren finden, mir als ein abscheulicher, hassenswürdiger Charakter erscheint. Ein solcher Mensch würde, wenn er ein bedeutendes Amt bekleidete, wo er Macht über Leben und Tod hätte, und besonders wenn er ein Regent wäre, die Menschen wahrscheinlich eben so leichtsinnig und gefühllos martern oder tödten lassen. Wir haben ein Beispiel davon an dem blutdürstigen rö-

mischen Kaiser Domitian, welcher im Anfange seiner Regierung sich oft ganze Tage lang in sein Zimmer einsperrte, und nichts that, als Fliegen, die er fieng, zu spießen. Mir erscheint es daher als ein sträfliches, und als eins der grausamsten Vergnügen zugleich, das so viele Bauernbursche auf unsern Dörfern, und auch die der Städter haben, die Maikäfer im Frühjahre auf Nadeln zu spießen, und sie so herumschnurren zu lassen: zumahl, da ich überzeugt bin, daß so wie wir nur allmählig immer weiter in ein Laster hineingerissen werden, so auch stuffenweise, immer nach vorhergehender Uebung, das Herz zur Grausamkeit fortschreitet.

Kaum wage ich es, ein Lieblingsvergnügen unserer Zeiten anzutasten, das so allgemein eingerissen ist, und, wenn wir's beym Lichte besehn, keineswegs unserem Geschmacke oder unserer Menschlichkeit, Ehre macht; ich meyne das Vergnügen der Jagd.

Ich finde es ganz natürlich, daß man Wildprett zu jagen geht, so bald das Bedürfniß nach einem Vorrathe desselben, zum Lebensunterhalte, würklich da ist; aber auf die Jagd zu gehn, blos aus Vergnügen zu jagen, wie wir es doch bey den meisten unserer Jäger finden, ist in jedem Falle ein höchst grausames Vergnügen. Wie konnte es doch zugehn, daß die Schmerzen, die der Mensch einem Thiere verursacht, indem er es erlegt, daß das Erlegen der Thiere selbst, ohne Noth und vernünftige Absicht, der Anblick seiner Todesqualen, sein Zappeln u. s. w. je ein angenehmes, unterhaltendes Spiel für ihn seyn konnte? Wenn unsre großen Herrn, unsere reichen Müssiggänger sich in der Nothwendigkeit fühlen, um die Langeweile ihres Daseyns zu vertreiben, Zeitverkürzungen zu suchen: stehn ihnen statt dieses barbarischen Vergnügens nicht hundert andere Wege offen? Und wenn es ihnen blos darum zu thun ist, ein Ziel zu haben, nachdem sie schießen, oder ihre Geschik-

lichkeit, ein Ziel zu treffen, zu üben; warum stellen sie sich nicht in einer gewissen Entfernung um einen Baum herum, und schliessen nach den verschiedenen Aesten desselben so lange als sie wollen? oder machen sich jedes andere beliebige Ziel?

Vielleicht würde vielen diese Sache weniger erheblich scheinen, wenn nicht leider! in einem Verse des Ovids, den man auf diesen Gegenstand anwenden kann, zu viel wahres läge!

— — — „Primâ e caede ferarum (sagt er:)
Incalnisse putem maculatum sanguine ferrum."

Metam. XV. 106.

„Ich glaube, daß die Gewohnheit, das Blut der Thiere fließen zu sehn, den Menschen so verwegen machte, sein Eisen zuletzt in das des Menschen zu tauchen."

Um dies besonders auf die Metzger anzuwenden: was läßt sich von dem Gefühle und von der Menschlichkeit dieser Leute erwarten, die gewohnt sind, das Blut der Thiere alle Tage zu vergießen, und denen der Anblick ihrer Schmerzen und ihrer Todesangst ein ganz gewöhnlicher Anblick ist? Auch zeigt sich das harte gefühllose Gemüth der meisten in den Mißhandlungen, welche die armen Thiere, noch ehe es mit ihnen zu dem entscheidenden Augenblicke kömmt, von ihnen erdulden müssen. Würde nicht ein solcher Mensch, wenn er aufgebracht wäre, allenfalls eben so leicht seinen Mit-Menschen mißhandeln, oder ihm mit einer Keule nach dem Kopfe schlagen, als er alle Tage mit einer solchen die Thiere vor die Köpfe zu schlagen gewohnt ist? Wie sehr wäre es also zu wünschen, daß die Regierungen dafür sorgen möchten, so wie durch weise Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, so dieser Classe von Menschen insbesondere, Schonung und Mitleid gegen die Thiere

anzuempfehlen, um ihnen zu zeigen, daß dem Regenten die Art und Weise, wie man mit diesen armen hülflosen Geschöpfen umgeht, — um der Folgen willen — keinesweges gleichgültig sey!

Eine Verordnung, die mir in dieser Rücksicht äusserst weise erscheint, ist die der Engländer bei welchen das Gesetz die Schlächter ausgeschlossen hat, unter die zwölf Geschwornen aufgenommen zu werden, welche über Verbrechen, auf die die Todesstrafe gesetzt ist, entscheiden sollen. Man hat geglaubt, daß sie an den Anblick des Blutes und des Todes zu sehr gewöhnt seyn könnten, und daher in Rüksicht eines, auf Leben und Tod Angeklagten, vielleicht mit weniger Vorsicht und Schonung zu Werke gehn möchten, als andre, die nicht in einer zur Härte so versuchenden Lage gewesen.

Indem ich mit Nachdenken über diesen Gegen-

stand mich beschäftige, finde ich von ohngefähr in Archenholz Werk über England und Italien ein anderes Gesetz der Engländer, welches geradezu über die gegen die Thiere zu beobachtenden Pflichten handelt, und es freut mich ungemein, daß wenigstens ein Volk unter den sogenannten cultivirten Völkern Europa's, diese Sache seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hat.

„Ein anderes Gesetz (sagt Archenholz)" wovon noch kein Reisender gesprochen, ist gegen diejenigen, die unbarmherzig mit dem Vieh umgehen. Weil die Thiere sich leidend verhalten müssen, so ist es der Menschlichkeit einer so aufgeklärten Nation sehr würdig, sie wider die Grausamkeiten der Menschen zu schützen. Dergleichen Klagen kommen oft vor, und werden mit Strenge und ohne Schonung behandelt. Die Geldbuße ist zu 5 bis 10 Schilling englisch, und mehr, nach dem Urtheile der Obrigkeit, die nach

den Umständen und nach Beschaffenheit der Sache richtet. Hieraus fließt denn die Wirkung, daß man mit den Thieren als mit vernünftigen Geschöpfen umgehet. Die Gelindigkeit der Engländer gegen ihre Pferde und Hunde, ist bekannt genug, und hat ihren Ursprung aus diesem Gesetze." *)

„Dieselbe Gelindigkeit finden wir fast überall in der englischen Gesetzgebung; keine Tortur, kein Kneipen mit glühenden Zangen, kein Rädern und dergleichen Todesstrafen finden wir in ihrem peinlichen Halsrechte. Nur was das crimen laesae majestatis betrifft, ist die Todesstrafe hart, und doch ist dafür gesorgt, daß der Missethäter Sinne und Bewußtsein verlohren haben kann, ehe der härteste Theil der Strafe an ihm vollzogen wird."

*) England und Italien. 2te Ausgabe, 2ter Theil. S. 154.

So sehen wir also, wie ein Volk denkt und handelt, das man mit Recht ein philosophisches nennen kann, und wie Weisheit und Menschlichkeit — die herrlichsten Resultate der Aufklärung, wenn wir mit diesem Worte nicht blos spielen — die Grundlage seiner Gesetzgebung sind.

Wie könnte man auch leichtsinnigerweise, ohne Zweck und ohne Nothwendigkeit, ein Thier quälen oder quälen lassen, da ihr Körper von derselben Struktur ist, wie der unsere, da sie vermittelst des Nervengewebes, das in ihrem Körper eben so zusammenhängt, wie in dem unsrigen, des Gefühls der Schmerzen eben so empfänglich sind, als wir? Man denke sich nur selbst in die Lage eines solches Thiers! daß es sich nicht vertheidigen, daß es seinen Schmerz nicht so von sich geben kann, wie der Mensch, der durch artikulirte Töne sich verständiger machen kann: darf uns dies berechtigen, seinen Schmerz nicht zu achten?

Ganz in seinem rechten Lichte hat schon Plutarch diesen Gegenstand gesehn, wenn er (in seinen philosophischen Schriften) sagt: „Jemehr unsre Gewalt über die untergeordneten Thiere unumschränkt ist, destomehr erfordert es die Menschlichkeit von uns sie mit Nachsicht und Güte zu behandeln.“ Diese Worte sind würdig des Philosophen eines Volks, bei dem Menschlichkeit eins der ersten Gefühle war, zu dem sie in allen ihren Künsten, und sogar in ihren Spielen selber, erzogen wurden.

Daß die Thiere die Empfindungen, wie die Menschen, wenn gleich nicht im nehmlichen Grade der Vorstellungen fähig sind, wer wird dies läugnen? Ja! der Schmerz desselben wird zuweilen noch viel heftiger als beim Menschen, und grenzt an ein Uebermaß, von dem wir vielleicht keine Vorstellung haben. Wir kennen die ungemeine Zärtlichkeit der Mütter gewisser Thiergattungen, gegen ihre Jungen

besonders bei Hunden und bei den Vögeln; weniger bei den Kühen, obgleich auch sie, wenn sie das neugeworfene Kalb mit zärtlichem Blicke lecken, gewiß eine süße Erleichterung für die Schmerzen finden, die seine Geburt ihnen verursachte; noch weniger bei den Schweinen. Bei den Vögeln gieng mir der Schmerz derselben, wenn man ihnen ihre Jungen nahm, und sie ängstlich und klagend um das Nest herumflatterten, immer sehr zu Herzen, und wie wäre ich selbst dazu fähig gewesen, ihnen ihre Jungen zu rauben *).

*) Wir finden, daß die Religion sowohl, als die Gesetzgebung aller alten Völker ihnen Liebe und Mitleid gegen die Thiere anempfiehlt — ein Gegenstand, über den wir bei aller unserer Cultur, deren wir uns unaufhörlich rühmen, so gleichgültig sind. Sollten nicht jedem jungen Menschen Empfindungen ins Herz gestreut werden, wie Moses sie einem Volke, das gewissermaßen im Zustande der Kindheit war, einzuflößen suchte, wenn es in seinem Buche der Gesetzgebung

Gewöhnlich sehen wir die Thiere in ihrem stillen Zustande der Ruhe, da wir denn keine merklichen Bewegungen bei ihnen wahrnehmen; oft aber geht der Schmerz derselben in einen dumpfen Zustand der Verzweiflung über, der uns um desto mehr rühren müßte, da das Thier, vermöge der Beschränktheit seiner Organe, die nicht so entwickelt sind, als bei uns, seinen Schmerz weniger mittheilen kann.

Uebrigens haben die Thiere gewiß ihre Sprache, durch die sie sich einander verständlich machen; ich habe dies oft bemerkt. Sie vertritt bei ihnen die Sprache der Menschen. Wäre sie aber so vollkommen ausgebildet und so artikulirt, wie die unsrige, so

(Deuteronom.) heißt: „Wenn ihr auf eurem Wege ein Vogel-Nest findet, so nehmt nicht die Mutter mit den Jungen; laßt sie, wenn ihr wollt, daß eure Tage auf Erden sollen gesegnet seyn!"

würden sie es uns laut sagen, was sie leiden, und wir würden sie nicht erst errathen dürfen *).

*) Daß die Thiere ihre Sprache, aber nach ihrer Art haben, welche für sie hinlänglich ist, sich unter einander verständlich zu machen, zeigen die Beispiele mehrerer Thiere. So fielen mir neulich, auf einer kleinen Reise, ein paar Heerden Schaafe auf, die auf dem Felde, da der Abend herannahte, von einander getrennt wurden, um nach Hause getrieben zu werden. Die eine Heerde, die auf dem Wege vor mir hergetrieben wurde, blieb oft stehn, und sah sich um nach der, die unten im Thale herabgetrieben wurde, alle blökten untereinander, indem sie jener sehnsuchtsvoll nachsahn. Dann sahen sich auch die unten im Thale wieder um, und blöckten zu jener hinauf. Wer zweifelt wohl daran, daß dies ihr adieu war, welches sie sich einander sagten? Auch das Geschnatter der Gänse, welche verschiedenen Herrn gehören, wenn sie des Morgens ans dem Stalle gelassen werden und wieder zusammen kommen, war mir immer bedeutend. Die eine scheint es, hat immer noch mehr zu sagen, als die andere, und oft fangen sie alle zusammen

Auffallend ist es, aber es fällt gewöhnlich nicht auf, daß die Thiere im Ausdrucke des Schmerzens ganz auf dieselbe Art sich benehmen, wie der Mensch. Ihr Auge wird trübe oder traurig; sie hängen den Kopf, sie finden keine Freude an den Spielen mit andern Thieren, sie fressen nichts ꝛc. ꝛc. Die Töne, die den Ausdruk ihrer Schmerzen bezeichnen, grenzen oft wunderbar mit denen des Menschen zusammen. Sollte nicht der Schöpfer den Thieren diese Sprache des Schmerzes gegeben haben, um unser Mitleid dadurch zu erflehn, wenn wir sie mißhandeln, oder ihnen Unrecht thun?

Der Naturforscher Steller erzählt vom See-Otter, der an den kamtschadalschen Küsten zwischen dem 50 und 55sten Grade der Breite gefangen wird,

von neuem wieder an. Auch das Schwein, wenn es sich uns nähert, und uns gutmüthig anröchelt, will nach seiner Art etwas damit sagen.

daß man ihn zuweilen in Netzen fängt, wenn er aber hineingeräth, überfällt ihn eine solche Angst, daß er sich die Vorderfüße abbeißt. Auf Berings Eiland lagen sie in ganzen Haufen überall am Ufer, und fürchteten sich nicht vor dem Menschen, sondern versammleten sich vielmehr und verließen den Ort nicht, bis viele von den ihrigen erschlagen waren, und sie dadurch die Gefahr kennen, und sich durch die Flucht retten lernten. Oft fielen sie auf einen einzigen Schlag, und stellten sich, als wenn sie todt wären, so oft sie aber sahen, daß wir mit andern zu thun hatten, liefen sie schnell davon, weswegen wir sie für sehr schlau hielten. Zuweilen trieben wir sie zusammen, ohne Absicht, ihnen schaden zu wollen, und griffen nach unsern Käulen; dann warfen sie sich schmeichelnd nieder, sahn sich rund herum, und krochen langsam zwischen uns hin, wie Hunde; sobald sie sich aber außer Gefahr sahen, nahmen sie mit starken Sätzen den Weg nach dem Meere zu. Wenn

sie der Keule des Jägers entkommen sind, machen sie allerley lächerliche Gebährden, sehen ihn steif an, und halten den einen Fuß über den Kopf, als wenn die Sonnenstrahlen beschwerlich fielen."

„Das Weibchen trägt ihre Jungen sowohl auf dem Lande als auf dem Meere, im Munde; wenn sie auf der See schlafen, halten sie sie zwischen den Vorderbeinen, wie eine Mutter ihr Kind zu halten pflegt. Sie werfen sie auch ins Wasser, daß sie schwimmen lernen sollen, nehmen sie aber wenn sie müde geworden sind, wieder zu sich, und küssen sie, wie die Menschen. Wenn die Mutter am Lande schläft, hält das Junge, das denn auf ihrer Brust oder in ihren Armen liegt unterdessen Wache. Diese Thiere lieben ihre Jungen ungemein; man mag sie zu Lande oder zu Wasser verfolgen, so lassen sie doch nicht die Jungen, die sie im Munde tragen, fallen, außer in der äußersten Noth, wenn sie selber in Le=

bensgefahr sind. Daher werden sie auch oft erschlagen, wenn sie sich sonst hätten retten können. Oft habe ich (sagt der Verf.) mit Vorsatz die Jungen weggenommen, und die Mutter nicht todt geschlagen; dann jammerten sie aus Kummer wie ein Mensch, und folgten mir eine große Strecke, als ich einmal mit zwei Jungen weggieng. Sie riefen den Jungen mit einer Stimme, die dem Weinen kleiner Kinder glich. Nach Verlauf von acht Tagen kam ich wieder an den Ort, wo ich die Jungen genommen hatte, und fand daselbst ein Weibchen, das aus großem Gram nicht den geringsten Versuch zum Fliehen machte, sondern sich erschlagen ließ. Wie ich ihr das Fell abzog, war sie in acht Tagen so mager geworden, daß nur wenig Fleisch an den Knochen war. Und dieses ist mir öfter vorgekommen. Ein andermal sah ich von weitem eine Mutter mit ihrem jährigen Jungen schlafen. Als sie uns gewahr wurde, lief sie zu dem Jungen, weckte es und gab ihm ein

Zeichen, zu entfliehn; weil es aber lieber schlafen als fliehen wollte, nahm sie es zwischen die Vorderbeine, und wälzte es wie einen Stein ins Meer." *)

Ich gehe weiter, und indem ich die Untersuchung wieder an die Anmerkung S. (66.) und an das, was ihr vorhergieng, anknüpfe, frage ich:

Sollten nicht auch die Thiere für ein zukünftiges Leben bestimmt seyn. Sollten sie nicht vielleicht nach ihrem Tode in einen Zustand versetzt werden, wo sie einer höhern Vervollkommung entgegen giengen? Außerdem, daß das Thier auf dieser Erde oft so vieles von der Härte und der Grausamkeit der Menschen zu erdulden hat, und es sich von dem höchsten Wesen, welches ein Wesen der Liebe seyn muß, nicht denken läßt, daß es ihnen dafür nicht

*) Hamburg. Magazin. II. Band, S. 471. ff.

einst eine Belohnung oder einen Ersatz sollte zugedacht haben, finde ich eine Bestätigung meiner Meinung in einer Stelle des Briefes Pauli an die Römer, Cap. 8. V. 21 — eine Autorität, gegen die wenigstens die Rechtgläubigen nichts werden einzuwenden haben. „Denn auch die Creatur (heißt es daselbst) frey werden wird von dem Dienste des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes." Daß aber unter Creatur hier nicht der Mensch, sondern offenbar Thiere verstanden werden müßen, sehen wir aus V. 23. wo beide besonders genannt werden.

Doch diese Vermuthungen sind vielleicht zu gewagt! Vielleicht aber kommt einst eine Zeit, wo dergleichen zu behaupten oder zu glauben, nicht mehr auffallend seyn dürfte!

III.

Nachdem ich von den Pflichten gegen die Thiere im Allgemeinen geredet, habe ich noch einiges über das besondere Verhältniß des Menschen gegen die Thiere, namentlich gegen die Hausthiere, zu sagen. Wie kann der Mensch Geschöpfe, die ihm tausendfältige Dienste leisten, um seine Existenz ihm erhalten zu helfen, die auf ihrem Rücken seine Lasten tragen, die mit ihrer Milch ihn nähren, oft so grausam mißhandeln und ihnen so mit Undank lohnen? Sollte er nicht vielmehr erkentlich gegen sie seyn? *) Wäre er wohl vermögend, seine Existenz

*) Es geht den Thieren in dieser Rücksicht, wie es manchen redlichen Bürgern im Staate zu gehen pflegt. Diejenigen, die uns die aller nütz-

nur auf ein Vierteljahr fort zu bringen, wenn sie nicht wären?

lichsten und wesentlichsten Dienste leisten, werden oft am wenigsten dafür belohnt. So habe ich oft mit Bedauren bemerkt, daß ein Mann, der in einer Kanzelei sich täglich im Dienste des Staates abarbeitet, und vom frühen Morgen an, bis Abends spät zum Geschäfte bereit seyn muß, oft kaum 800 Gulden Besoldung hat, während ein Schauspieler, ein Tänzer, eine Sängerin, Leute, die wir blos zu unserm Vergnügen haben, jährlich 6000 — 8000. hat So werden die Thiere mißhandelt, ja oft wird ihnen der nöthige Unterhalt entzogen, während wir von einer andern Gattung von Thieren, von den Schmarotzern welche in der großen Welt itzt so häufig anzutreffen, uns täglich beschmausen lassen, ohne das geringste von ihnen zu haben. Ja wir rechnen es noch wohl oben drein für ein Glück, wenn sie uns diese Ehre erzeigen. So lassen wir uns überall von der einmal angenommenen Meinung beherrschen; überall fehlt der Maßstab, des natürlich-richtigen Verstandes; ja kein Mensch, möchte ich sagen, hat selbst den Muth, ihm, wenn er ihn auch erkännte, zu folgen.

Dabei schließen sich die meisten dieser nützlichen Hausthiere so gern an ihn an, und thun so gern und willig für ihn, was er ihnen auflegt. Ich nehme z. B. nur den Hund und das Pferd. Bekommt ein solches Thier, eine Kuh u. s. w. zu weilen grausame Stöße und Schläge vom Menschen, so bekommt es sie oft, ich bin es überzeugt, seiner Kurzsichtigkeit wegen, weil es vielleicht nicht gleich begriff, was der Mensch wollte. Ich würde daher der vorhin angeführten Aeusserung des Plato gemäß, festsetzen: a) Daß der Mensch sich immer bestreben solle, die Hausthiere, die ihm dienen, mit gütiger Nachsicht, mit ordentlichem Zureden zu behandeln und gleichsam zurecht zu weisen, wenn sie ihm nicht gleich folgsam seyn wolle. Ich habe mich durch oft wieder kehrende Erfahrungen überzeugt, wie viel man über ein Thier vermag, wenn man so mit ihm umgeht. Dazu kommt, daß man mit einigen, mit den Pferden, z. B.

fast wie mit einem Menschen sprechen kann, und daß sie jeden Wink, jedes Wort ihres Herrn, insofern es ihnen gilt, zu verstehn scheinen. (S. S. 87.)

b) Der Mensch ist verpflichtet, die Arbeiten des Thiers im Verhältniß mit seinen Kräften zu bestimmen, und es nicht durch unmäßige Arbeiten, die er ihm auflegt, zu erschöpfen und abzumatten.

c) Der Mensch ist verpflichtet, für den nöthigen Unterhalt, der Hausthiere, die in seinem Dienste sind, oder die er bei sich aufgenommen zu sorgen, und sie nicht über die Maßen Hunger leiden zu lassen, wie ich oft gesehen habe, daß es bei Hunden geschah. In dem Falle, wenn er nicht auch zugleich für ihren Unterhalt sorgen will, sollte er sie lieber gleich tödten.

d) Ist er in dem Falle, ein Thier zu seinem Gebrauche schlachten zu müssen, so geschehe es, ohne ihm muthwilliger Weise seine Schmerzen, indem es mit dem Tode ringt, noch zu vermehren, oder es vorher, als eine Creatur, die, zum Tode bestimmt, nun keiner Achtung oder Schonung mehr verdiene, Mißhandlungen erdulden zu lassen, die vielleicht noch schmerzhafter sind, als der Tod selbst. Plutarch, der uns in seinen Werken mehr Proben eines richtigen, natürlichen Verstandes und menschlichen Gefühls zugleich hinterlassen hat, als irgend ein anderer Schriftsteller des Alterthums — derselbe Plutarch, den ich schon einmal angeführt, hat uns in seinen Schriften auch über diesen Gegenstand einige treffliche Bemerkungen hinterlassen, welche angeführt zu werden verdienen, um den Unterschied des Geistes der Philosophie jener Zeiten und — der unsrigen, zu zeigen. „Wenn wir (sagt er) uns schämen, unser menschliches Gefühl an den Tag

zu legen, aus Furcht, gegen den Wohlstand oder gegen die Mode zu sündigen, so laßt uns wenigstens unserer Grausamkeit doch einige Schranken setzen! Man möge immerhin Thiere tödten, weil wir einmal gewohnt sind, unser Leben auf Kosten des ihrigen zu erhalten; aber indem ihr sie tödtet, habt wenigstens Mitleiden mit ihrem traurigen Loose, und findet kein Vergnügen darin, sie lange leiden zu lassen. Bedenkt, daß es immer schon an sich, hart ist irgend einem Wesen das Leben zu nehmen; laßt uns daher diese Härte, die wir, so zu sagen, gezwungen sind, gegen die Thiere zu zeigen, wenigstens so viel als möglich ist, selbst mildern! Wenn es auch keine Menschen sind, so sind es doch wenigstens Wesen, welche Gefühl und eine Art von Verstand haben, wie wir." *)

Das

*) Plutarch. de solertia animalium.

Das Thier denkt und fühlt gewiß, daß der Mensch, wenn er es mißhandelt, ihm Unrecht thut; und welcher fühlende Mensch würde schon um sein Selbstwillen einen solchen Vorwurf, um so weniger, da er nicht ausgesprochen, sondern nur empfunden werden kann, ertragen?

Was soll man ferner von einem Menschen denken, der ein armes Thier, das sich in seinem Dienste aufgeopfert, so gefühllos zu schlagen und zu mißhandeln fähig ist — vielleicht oft blos, um einen Anfall von übler Laune an ihm auszulassen? Ist nicht mit Recht zu vermuthen, daß er in gewissen Fällen auch sein übriges Gesinde eben so behandeln würde?

e) Ob übrigens der Mensch berechtigt sey, ein Thier, wenn es zu alt geworden ist, um ihm die erforderlichen Dienste zu leisten, umbringen zu las-

sen, damit er sich von ihm, als einer Last, befreie, ist eine Frage, die es vielleicht schwer seyn möchte, bestimmt zu entscheiden. Ich weiß wohl, daß es so der allgemeine Gebrauch bei uns ist und daß die Oekonomie selber es zu heischen scheint, um andere Thiere, welche noch jugendliche Kräfte haben, und dem Menschen in Verrichtung seiner Geschäfte besser dienen können, an ihrer Statt zu erziehen und zu ernähren: allein wie empörend ist es, von einer andern Seite betrachtet, für das Gefühl der Menschlichkeit, ein treues Thier, das in unserm Dienste sich aufopferte, wenn es für uns alle seine Kräfte bis zu dieser Hinfalligkeit verschwendet, zu letzt damit zu belohnen, daß wir ihm den Tod geben? *)

*) Ich gestehe, daß von jeher die Idee, Thiere umzubringen, die eine Zeitlang mit dem Menschen gelebt, und gleichsam ein Recht auf seine Theilnahme oder auf sein Mitleiden erlangt hatten — denen er sogar eine Art von Dank-

Wir finden in den Metamorphosen des Ovids eine sehr pathetische Stelle, welche vollkommen auf diesen Gegenstand anwendbar ist.

Quid meruistis, oves, placidum genus, inque tegendos
Natum homines, pleno quae fertis in ubere nectar?
Mollia quae nobis vestras velamina lanas

barkeit schuldig war, mir unerträglich war. Schon als Knabe haben mir dergleichen unglückliche Geschöpfe, welche so den Undank der Menschen erfahren mußten, herzliches Mitleiden eingeflößt, und ich erinnere mich, in meinem 10 oder 11ten Jahre ein altes abgelebtes Pferd, das mein Vater tödten ließ, und das in seinem Hinsinken mich mit besonders traurigem Blicke anzusehn schien, noch 4 bis 5 Tage nach seinem Tode, jeden Tag als einen alten treuen Freund besucht, und die Reste, die nun enthült dalagen, mit Schmerz betrachtet zu haben, bis zuletzt die Verwesung, in welche die Theile übergiengen, mir nicht mehr erlaubten, hinzugehn.

Procbetis, vitaque magis quam morte juvatis?
Quid mernere boves, animal siue fraude dolisque,
Innocuum, simplex, natum tolerare labores?
Immemor est demum, et frugum munere dignus,
Qui potuit, curvi demto modo pondere aratri
Ruricolam mactare suum etc.

Metam. XV. v. 116. u. s. w.

So wie der Mensch überhaupt, bei allem Verstande und bei allen Vorzügen, die er hat, sich oft auch gegen seine Mitmenschen als die undankbarste aller Creaturen zeigt, so zeigt er sich vorzüglich auch in Rücksicht der Thiere, und namentlich der Hausthiere, die ihm dienen, mit der schwärzesten Undankbarkeit behaftet.

Um dies noch zum Schluße zu beweisen, will ich hier eine Fabel von dem berühmten indischen Fabeldichter Pilpai anführen, welche ungemein viel Wahres enthält, und welche ich einst in einer alten französischen Uebersetzung gelesen habe.

Un homme vit une couleuvre.
Ah! mechante, dit-il, *je men vais faire une oeuvre*,
Agréable à tout l'Univers.
A ces mots l'animal pervers,
(C'est le serpent que je veux dire,
Et non l'homme; on pourroit aisément s'y tromper:)
Et ces mots le serpent se laisant attraper,
Est pris, mis dans un sac, et ce qui fut le pire,
On resolut sa Mort, fut-il coupable ou non.
Afin de le payer toutefois de raison.
L'autre lui fit cette harangue:
Symbole des ingrats! être bon aux méchans,
C'est être sot; meurs donc; ta colère et tes dents
Ne me nuiront jamais. Le serpent, en sa langue,
Reprit du mieux qu'il put: *S'il falloit condamner*
Tous les ingrats qui sont au monde,
et qui pourroit on pardonner?

Toi même tu te fais ton procès. Je me fonde
Sur tes propres leçons: jette les yeux sur toi.
Mes jours sont en tes mains; tranche-les: ta justice
C'est ton utilité, ton plaisir, ton caprice.
Selon ces Loix condamne moi;
Mais trouve bon, qu'avec franchise
En mourant au moins je te dise
Que le symbole des ingrats
Ce n'est point le serpent, c'est l'Homme. Ces paroles
Firent arrêter l'autre. Il recula d'un pas;
Enfin il reparrit: *Tes raisons sont frivoles!*
Je pourrois décider; car ce droit m'appartient.
Mais rapportons nous en . . . Soit fait, dit le Reptile.
Une vache étoit là. On l'appelle; elle vient,
Le cas est proposé, c'étoit chose facile.
Falloit-il pour cela, dit-elle, *m'appeller?*
La couleuvre a raison: Pourquoi dissimuler?

Je nourris celui-ci depuis longues années;
Il n'a sans mes bienfaits passé nulles journées.
Tout n'est que pour lui seul, mon lait et mes enfans
Le font à la maison retourner les mains pleines:
Même j'ai rétabli sa santé, que les ans
Avoient alterée; et mes peines
Ont pour but son plaisir, ainsi que son besoin.
Enfin me voila vieille; il me laise en un coin
Sans herbe. S'il vouloit encore me laisser paitre!
Mais je suis attachée; et si j'eusse eu pour maitre
Un serpent, eût-il su jamais pousser si loin
L'ingratitude? Adieu, j'ai dit ce que je pense.
L'Homme, tout étonné d'une telle sentense,
Dit au serpent. *Faut-il croire ce qu'elle dit?*
C'est une radotteuse; elle a perdu l'esprit.
Crojons ce boeuf. Crojons, dit la rampante bête.
Ainsi dit, ainsi fait. Le boeuf vient à pas lents.
Quand il eut ruminé tout le cas dans sa tête,

Je dit, *que du labeur des champs*
Pour nous seuls il portoit les soins les plus pésans,
Parcourant, sans cesser; ce long cercle de peines,
Qui, revenant sur soi, ramenoit dans nos plaines
Ce que Cerès nous donne et vend aux animaux;
Que cette suite de travaux
Pour récompense avoit de tous tant que nous sommes,
Force coups, peu de gré. Puis quand il étoit vieux,
On crojoit l'honnorer chaquefois que les hommes
Achetoient de son sang l'indulgence des Dieux.
Ainsi parla le boeuf. L' Hommes dit: faison taire
Cette vile creature, a servir née.
Puis, trouvant mauvais que l' on l' ent con Vaincu,
Voulant avoir cause gagnée:
Je suis bon, dit-il, *d'éconter ces gens-là!*
Et, décidant tout seul le cas selon sa tête,
Du sac et du serpent aussitôt il donna
Contre les murs tant qu'il tua la bête.

Zu verbessernde Druckfehler.

Seite	Zeile	
3	2	lies statt es zu besitzen: sie zu besitzen.
8	4	— statt die Größe: der Größe.
—		ebendaselbst am Schluße, statt S. 13: S. 32.
—	11	lies statt nur: nun.
17		letzte Zeile lies statt Romanen: Romane.
31	1 u. 2	lies statt besondern Publikums: lesenden Publikums.
—	11	lies statt Denkers: Denkens.
32	3	— statt Sondirung: Sonderung.
39	12	— statt ich meine: meyne.
45	15	— statt Betagter: Betagten.
47	15	— statt nur: nun.
64	1	— statt den: die.
66	6	— statt beabsichtigte: beabsichtige.
80	1	— statt bemerkt werden: bewirkt werden.
84	13	— statt hatte: habe.
		*) Die Stelle des Plinius S. 85 befindet sich Hist. N. lib. 8. cap. 4.
—	—	letzte Zeile, lies statt Perden: Pferden.
93	15	lies anstatt entnerft: entnervt.
102	10	— statt raganorre: raganozze.
107	3	— statt schließen: schießen.
112		zweite Zeile von unten auf, lies statt verständiger: verständlicher.

Seite Zeile

113 11 lies: Daß die Thiere der Empfindungen, wie die Menschen, und, wenn gleich nicht ꝛc.

114 9 statt wie: nie.

124 4 von unten auf, muß nach „Maßstab" das (,) weg.

131 4 lies statt mernistis: meruistis. Statt genus: pecus. Statt tegendos: tuendos. Statt vectras: vestras. S. 132 statt Procbetis: Praebetis. Statt mernere: meruere. Statt sive: sine. Statt et: nec.

133 7 lies statt Et ces mots: A ces mots.

10 muß nach raison das (.) weg.

17 lies statt et qui: A qui.

134 11 — statt reparrit: repartit.

135 10 — statt si j'eusse en: si j'ensse eu.

136 Erste Zeile, statt Je dit: Jl dit.

Zeile 3 muß nach cesser ein (,) stehn.

Z. 11 statt l'Hhommes: l'Homme. Statt faison: faisons.

Z. 13 lies statt que l'on l'ent con-Vaincu: que l'on l'eut vaincu.

Herr Job als Schuld meiner Mutter

	16 fl 21 xr.
Guthaben von mir —	11 — ,
	27 fl 21 xr.
Auslage für ein Paket von Würzburg ab — — — ,	35 ,
	Rest 26 fl 46 xr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eichholz, Johann Heinrich,

Einige Winke über Aufklärung und Humanität nebst einer kleinen Abhandlung ü
ber die Bestimmung und über die Pflichten gegen die Thiere

Mannheim 1816

Pol.g. 254 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10768844-5